

## Der furchtsame Rabe.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Kliner.



Es steht ein weißer Mann da drüben  
Seit gestern schon am Bäckerhaus;  
Wie eine von den rothen Rüben  
Sieht seine lange Nase aus.

Er hat es auf mich abgesehen,  
Denn immer glöht der fremde Mann,  
Wo ich nur hüpfen mag und stehen,  
Mich mit den schwarzen Augen an.

In fröhlich wimmelndem Gewirre  
Umgiebt ihn muntre Knaben Schaar;  
Doch scheint mir, wenn ich mich nicht irre,  
Daß gestern er noch dicker war.

Nein, niemals sah ich solch' ein Wesen  
So lang ich mich erinnern kann;  
Und hielt der Kerl nicht einen Besen,  
Ich wagte näher mich heran.

Vorüber wagt sich doch die Kaze,  
Und eben noch das junge Huhn,  
Und Jener rührt sich nicht vom Plage —  
Am Ende kann er gar nichts thun!

Und was die kleinen Spazier wagen,  
Das wagt doch wohl ein Raben-Held,  
Nur möcht' ich erst den Mühlspatz fragen,  
Was er von dem Gefellen hält.

Der Mühlspatz sagt: „Ich sollt' mich schämen,  
Der Kerl sei ja aus Schnee gemacht.  
Ich könnt' getrost die Rübe nehmen,  
Das gäb' ein leckres Mahl zur Nacht.“ —

Er wagt den Schneemann zu umkreisen,  
Doch kaum trifft ihn sein dunkler Blick,  
Da faßt Entsetzen unsern Weisen,  
Und ganz bestürzt kommt er zurück.

Der Mühlspatz spricht: „Du bist ein Hase!  
Warum stahlst du die Rübe nicht?  
Du sahst doch, daß es keine Nase —“  
Worauf der Rabe würdig spricht:

„Ja, Rüben sind sehr unterschiedlich,  
Sieh, das verstehst du nicht, mein Kind;  
Ich finde Rüben nicht app'itlich,  
Die Nasen gar so ähnlich sind.“

## Was preis' ich am höchsten im Vaterland?

Von Julius Lohmeyer.

Bigarette von Ludwig Richter.

Was preis' ich am höchsten im Vaterland?  
 Der herrlichen Ströme blaublühendes Band?  
 Der Wälder grüngoldige Schatten-  
 nacht?  
 Der mächtigen Dome ehrwürdige  
 Pracht?  
 Die lachenden Fluren, den blühen-  
 den Strand?  
 Was birgt du noch Schöneres,  
 mein Vaterland?

Die prangenden Städte, die golde-  
 nen Auen?  
 Die sittige Anmuth holdlieblicher  
 Frauen?  
 Die Kraft deiner Männer in Waf-  
 sen und Wehr?  
 Dein schlachtenerprobtes, dein sieg-  
 reiches Heer?  
 Die Thaten der Väter, vom Nach-  
 rühm umglänzt?  
 Die Helden, die heut noch der  
 Lorbeer bekränzt?



Wohl rühm' ich sie laut und wohl preis' ich den Muth,  
 Doch ist mir bekannt noch ein edleres Gut.

Die Werke der Meister, so göttlich  
 und rein,  
 In Farben und Tönen, sie sollten  
 es sein?  
 Das Lied deiner Säng' er, voll Schön-  
 heit und Mark?  
 Das Wort deiner Denker, so licht  
 und so stark?

Wohl pocht mir in wonnigem  
 Stolze die Brust,  
 Wohl quillt mir das Auge in seliger  
 Lust,  
 Gedenk' ich des Großen, des Herr-  
 lichen all,  
 Und preis' es und sing' es mit  
 jubelndem Schall,  
 Doch rühm' ich, doch preis' ich vor  
 Allem noch Eins,  
 Ein liebliches Kleinod, so herrlich  
 wie keins.

Dich mein' ich, du deutsches, du frommes Gemüth,  
 Im Schutze des heimischen Hauses erblüht,  
 Du Seele der Seele, voll sinniger Art,  
 Die göttliche Tiefe mit Kindersinn paart;  
 Und rühmt dich nicht Lorbeer, nicht Marmor und Erz,  
 Dich preis' ich, mein deutsches, treuinniges Herz.



## Die Reichs-Uhr.

Eine Geschichte von Werner Sahn.

Original-zeichnungen von Julius Kleinmichel.

Wie Sonne, Mond und Sterne gehn.  
 auf der großen grünen Wiese, die  
 sich zwischen dem Dorfe und dem Walde ausdehnt,  
 spielten zwei Feentnaben, das Glück und das Geschick.  
 Sie sahen wie Kinder einer reichen und vornehmen  
 Familie aus. Das Glück war in bunte Seide und  
 weichen Sammt gekleidet; das Geschick hatte etwas  
 schlichtere, aber nicht weniger kostbare Kleidung. Sie

Deutsche Jugend. XV.

warfen sich goldne Bälle zu, die sie in hohen Bogen  
 durch die Luft fliegen ließen und dann unter leichten  
 Sprüngen auffingen. Zu ihrem Spiel lächelte die  
 Sonne mit glänzenden Strahlen, und der Himmel  
 hatte sein schönstes Blau angethan. Er spannte es,  
 soweit er nur konnte, aus.

Nach einiger Zeit ließ Glück die Arme nieder-  
 sinken und sprach: „Nun laß es mit dem Spiel ge-“

nug sein; wir wollen einmal horchen, was da der Schweinebub und der Alte sich erzählen.“

Im Nu waren die beiden von der Wiese verschwunden. Statt des einen huschte ein Eichkätzchen dahin, statt des andern flog ein Vögelchen auf, beide zu der Eiche hin, in deren Schatten Gottfried, der Schweinebub, und Meister Konrad saßen. Sie langten auf dem Baume eben an, als der Schweinebub also sprach:

„Lange Zeit ist das mein liebster Wunsch, und wenn ich auch weiß, daß er mir nie zu theil werden wird, so kann ich ihn doch nicht los werden. Aber so eine rechte, richtige Uhr müßte es doch sein, bei der man sehen kann, wie sich's dreht und wie es geht.“

„Junge, du redst immer von der Uhr,“ sagte der Alte, „das verdirbt allmählig die Gedanken. Achte auf die Schweine und rede von denen!“

„Ja Schweine!“ sagte Gottfried traurig. „Ob's wohl mein Vater und meine Mutter, wenn sie noch lebten, zugelassen hätten, daß ich weiter nichts als Schweinejunge werde?“

„Was willst du denn sonst werden?“ fragte der Alte. „Ich habe mehr als fünfzig Sommer hinter mir und bin noch immer, was ich in deinem Alter war, Schäfer. Und wenn es dir ähnlich so geht wie mir, wenn die Gemeinde dir im nächsten Jahre nach deiner Einsegnung statt des Jungenfittels die Knechtsjacke anzieht, und wenn du das Zwanzigste oder Zehnte zum Lohn bekommst, was fehlt dir dann? Ich hab' mein Lebtag nicht an die Uhr gedacht und hab' auch nie eine gebraucht.“

„Da sieht man,“ sagte der Junge mit einem Seufzer, „wie verschieden wir sind.“

„Was denkst du denn eigentlich bei einer Uhr?“

Da leuchteten die beiden Augen Gottfrieds vor Freude, daß der Alte ihm erlaubte noch einmal davon zu reden. „Dann könnte ich doch,“ sagte er, „zu jeder Zeit sehen, welche Stunde und welche Minute es ist, und ich wüßte —“

Wer weiß, was er noch sagen wollte! Aber der Alte schnitt ihm das Weitere mit Heftigkeit ab. „Was das schon wieder für Reden sind,“ schalt er; „woher du nur die Worte hast! „Stunde“, das laß ich mir noch gefallen, wiewohl es für uns ganz unnütz ist. Aber „Minute“! was soll denn damit? und was ist das? An unsrer Thurmuhr ist nichts dergleichen. Für uns giebt's Morgen, Mittag und Abend; das sind unsre Stunden. Und wenn du noch mehr willst, dann mögen Frühstück und Besper die Minuten sein. Damit ist uns und unsern Schafen und Schweinen genug gethan. Dies aber kennen wir auch ohne Uhr. Da sieh! jetzt geht die Mitte

des Eichenschattens gerade auf den Grenzhügel da oben zu. Nun ist es Mittagszeit.“

Mit diesen Worten langte er nach dem Kober, der über dem niedrigsten Ast angelehnt war, und schickte sich zum Essen an. „Du wirst wohl auch Hunger haben!“

Aber dem Jungen in seiner Traurigkeit kam nichts davon in den Sinn. „Wenn der Himmel bewölkt wäre,“ sagte er kleinlaut, „würdet Ihr nicht wissen, daß jetzt Mittag ist.“ Und da der Alte, mit Essen beschäftigt, ihm nicht widersprach, fuhr er fort: „Und nun gar des Abends, wenn die Tage kürzer werden! Man ist doch nicht wie's Vieh, das immer die Augen erst mit der Sonne auf-, und gleich nach der Sonne wieder zumacht. Die Sterne könnt Ihr auch nur sehen, wenn sie von Wolken nicht verdeckt sind. Und bloß zu wissen, wann ich essen soll, brauch' ich überhaupt nicht 'ne Uhr; das weiß ich besser an meinem Hunger. Und daß ich's Euch nur sage! das ist gar nicht die Hauptsache, daß ich immer sehn kann, was es an der Zeit ist, sondern ich will wissen, wie die Zeit sich dreht und geht. Denn daß das immer so im Kreise ist, sieht man ja deutlich an Sonne, Mond und Sternen, an Sommer und Winter, an dem Gras im Frühjahr und an den Äpfeln im Herbst. Und wie das zusammenhängt, mit der Sonne das Gras, und wieder mit der Sonne die reifen Äpfel, das würde ich alles aus einer Uhr erkennen. Lenens Vater, der Küster, hat mir einmal seine Uhr von innen gezeigt. Da hab' ich gesehn, wie alles sich bewegt und wie kein Augenblick Ruhe ist, und wie nichts da ist die Ordnung zu stören, und wie es in jedem Augenblick anders ist und doch immer so bleibt, grad wie es am Himmel und auf der Erde mit Sonne, Mond und Sternen und mit dem Gras und den Äpfeln zugeht.“

Der Alte konnte trotz seines ernstesten Geschäfts sich des Lachens nicht erwehren. Er hielt den Bissen Brot lange vor dem Mund, ohne einzubeißen. „Geh, du bist ein Narr!“ sagte er; „wenn man dich so reden hört, möchte man gar nicht glauben, daß du als Schweinejunge deine Schuldigkeit kennst und thust. Aber ich habe vor Jahren schon einmal solch einen Jungen gekannt, der mußte immer neben dem, was sich für ihn schickte und was er ganz gut verstand, noch allerhand Dummheiten im Kopf haben. Weiß der Himmel, wo er gestorben oder verdorben ist; denn es ließ ihm nicht lange Ruhe hier. Schlag' dir die Gedanken aus dem Kopf, und jetzt sei vernünftig und is. Zuerst aber hol' mir einen Schluck Wasser aus dem Bach.“

Der Junge erhob sich von dem Rasen, nahm aus seinem leinenen Täschchen einen hölzernen, sauber geschliffenen Becher und wie ein Reh sprang er dahin.

„Gott bewahre mir diesen Jungen!“ sprach der Alte leise zu sich. „Der hat mehr Gedanken und Geschicklichkeiten als mancher andre. Das Wasser schmeckt mir nie so gut wie aus dem Becher, den er sich geschliffen hat. Aber was soll das alles?“ —

Oben auf dem Baume hatten die Zwei Wort für Wort mit angehört. Das Vögelchen hüpfte näher zum Eichläschen.

„Was sagst du dazu, Kamerad?“ fragte es in seiner geheimen Sprache; „wenn du mir hilfst, hätte ich Lust, aus dem Schweinejungen einen tüchtigen Uhrmacher zu machen.“

„Warum nicht?“ antwortete das Eichläschen; „wir wollen miteinander überlegen.“

Und sogleich hüpfte es davon und das Vögelchen flog mit.

Unten auf dem Grase lagen nun der alte Konrad und der Schweinejunge behaglich im Schatten der Eiche. Sie hatten beide ihr Mittagsmahl verzehrt und ließen ihre Hunde einstweilen für die Heerden, die sich gleichfalls der Ruhe erfreuten, sorgen. Da rollte vom Dorfe her auf der Landstraße unter munterm Peitschenknall ein Wagen heran. Gottfried richtete sich zur Seite und stützte den Oberkörper auf den Ellenbogen. Einen so hohen und schönen Wagen hatte er selten vorbeifahren sehen. Aber er war dick mit Staub bedeckt. Wie weit mögen die schon gefahren sein? Zwei saßen im Wagen, einer auf dem Boock mit Peitsche und Leine, und der andre sehr bequem im Innern.

Als sich der Wagen der Stelle näherte, wo der Eichbaum zur Seite auf dem Felde stand, fuhr er ein wenig langsamer. Gottfried sah an ihren Bewegungen, daß der Herr mit dem Kutscher Worte wechselte. Dabei schien es ihm, als ob ihre Blicke

auf ihn und Meister Konrad gerichtet wären. Plötzlich hielt der Wagen an. Und der Kutscher rief und winkte zu ihm hinüber.

Als wenn er darauf gewartet hätte, so schwang sich Gottfried in die Höhe, und mit wenigen leichten Sprüngen war er bei dem Wagen.

„Ich bin um den Weg durch den Wald besorgt,“ sprach der Herr vom innern Wagensitz zu ihm.

„Den kann ich dem gnädigen Herrn genau beschreiben,“ antwortete Gottfried mit Dienstfertigkeit.

„Glaub's wohl!“ erwiderte der Herr, „aber das thut's nicht. Ich bin vor 10 oder 12 Jahren schon einmal hier durchgefahren und weiß, daß viele Holz- und Nebenwege ohne Weiser sich darin kreuzen. Jedes Versäumnis, und wenn es auch nur durch einen kleinen Umweg bewirkt würde, wäre mir unangenehm. Ich muß heute noch in der Königsstadt sein. Es wird ohnehin später werden, als mir lieb ist. Und es fragt sich, ob du durch den Wald mit mir fahren willst, damit ich des Weges sicher sein kann. Es soll an einem Trinkgeld nicht fehlen.“

„Sehr gern, wenn Meister Konrad es erlaubt.“

„So geh und frage ihn.“

Meister Konrad war mit seinem scharfen Ohr der Unterredung fast Wort für Wort gefolgt. Er empfing den Knaben sogleich mit seiner Erlaubnis. Dann sagte er: „Durch den Wald gehst du in zwei Stunden; der Wagen wird ihn vielleicht in einer durchfahren; also in 3 bis 4 Stunden kommst du wieder zurück sein. Das ist so um Besperzeit. Wenn's etwas später wird, schadet's auch nicht. Ich werde schon sorgen.“

„Und das Trinkgeld bring' ich Euch mit,“ rief Gottfried, während er zum Wagen zurücklief.

„Schon gut,“ sagte Meister Konrad, indem er sich erhob und zu den Schweinen ging, um sie näher an die Schafherde zu treiben.



Da saß nun der Schweinejunge auf dem hohen Kutschersitz einer glänzenden Equipage. Sonst hatte er, wenn es einmal zu Wagen ging, zwischen den Leitersprossen eines Ernte- oder Holzwagens Platz gefunden. Jetzt schaukelten ihn die Federn des Wagens, als wenn er auf Flügeln schwebte. Er fuhr durch den Wald dahin, und alles um ihn her schien zu tanzen. Er hatte keine Gedanken vor lauter Staunen und Jubeln in ihm. Daß er einmal den Weg wies, dazu kam es nicht; der Kutscher bedurfte seiner nicht Einmal. Es geschah ihm, wie wenn er aus einem Traume geweckt würde, als er sich plötzlich am Ende des Waldes sah.

„Da sind wir,“ sprach er, laut seufzend, vor sich hin, „Das hat doch nicht eine Stunde gedauert?“ Der Gedanke, daß er keine Uhr habe, faßte ihn von neuem und machte ihn schwermüthig.

„Ja, wir fahren schnell!“ sagte der Kutscher, indem er an dieses Selbstgespräch anknüpfte: „Willst noch 'ne Strecke mit?“

Gottfried hatte keine Worte auf die Frage. Er richtete sein Haupt nach oben und die großen Augen, mit denen er den Kutscher ansah, sagten diesem, daß er nichts lieber thue.

Nicht weit vom Rande des Waldes begann die Straße des Nachbardorfs. Gottfried hatte unter den Altersgleichen und auch sonst einige im Dorfe, die ihn kannten. Der eine und der andere waren auf der Straße, als der Wagen vorüberrollte, und wunderten sich nicht wenig, den Schweinejungen mitfahren zu sehen. Ihm aber tanzte alles vor den Augen; er konnte nichts festhalten, nichts erkennen. Wie in einem Lichtmeer schwammen und verschwammen ihm Häuser, Bäume und Menschen.

Das Dorf lag hinter ihm und eine unbekante Gegend, ebene fruchtbare Felder breiteten sich aus. Gottfried überfah von seinem Sitze, wie die Obstbaum-Alleen der Wege sich zwischen den Feldern hindurchzogen, wie sie sich kreuzten und dann und wann in ein unbuschtes Dorf verloren. Gottfried zählte die Dörfer, die er mit Einmal überblicken konnte. Sein Auge reichte weit. Am Horizont verkleinerten sich die Dörfer zu Punkten, die er sich nicht mehr zu unterscheiden traute. „Wie ist die Welt dort, wo sie mir verschwindet?“ rief es in ihm. Er hob sich vom Sitze auf, als ob er stehend mehr erblicken würde.

Nach einiger Zeit rollte der Wagen, zuerst wenig merkbar, allmählig steiler einen Berg hinan. Zu beiden Seiten deckten andere Berge die Aussicht. Als über der Beschwerlichkeit des Weges die Pferde in der Schnelligkeit nachließen, ergriff ihn bei der

Ruhe, die um ihn her eintrat, plötzlich die Erinnerung an Meister Konrad und seine Schweine. „Um Vesperzeit soll ich zurücksein!“ rief er laut und sah den Kutscher mit fragendem Blick an.

„Bis Vesper sind noch zwei Stunden,“ antwortete dieser, nachdem er seine Uhr hervorgekommen hatte.

„Noch zwei Stunden bis Vesper!“ Gottfried wußte gar nicht, was er mit dieser Zeit machen sollte. Ihm kam es vor, als sei ein ganzer Tag seit dem letzten Wort, das er mit Meister Konrad gewechselt hatte, vorübergegangen. „Wie viel Zeit werde ich brauchen, um zurückzulaufen?“

Das Nachdenken hierüber wurde ihm sogleich wieder abgebrochen. Denn in demselben Augenblick hatte der Wagen die Höhe des Berges erreicht und vor ihm wuchs aus der Tiefe eine große, wunderreiche Gegend empor. Da sah er nicht bloß Felder und Dörfer, sondern Städte, unmittelbar vor ihnen die eine, in weiter Entfernung rechts und links andre. Gebäude und Massen von Gebäuden, wie er sie nie gesehn hatte, erfaßte sein Auge. Die Straßen der Wolken am Himmel waren ihm sonst groß, ja unermesslich vorgekommen; jetzt aber — wie viel größer und weiter erschienen ihm die Straßen der Erde! Am Himmel geht es von einer Seite zur andern in einfachen Bogen. Eine Wolke hat den Weg oft wie im Umschn durchmessen. Und wenn die Sonne zwölf Stunden braucht, um hinauf- und hinabzuschleichen, so ist's doch nur eine und eine so gerade Straße; die Sonne muß sich wie in der Oede vorkommen. Hier aber auf der Erde — wie viel Menschen, die da wohnen? wie viel Wege, die jeder einschlagen kann! Wohin möchte ich gehn, da ich nichts von alle dem kenne? Was treiben die Menschen, die hier wohnen? und was möchte ich mir von ihnen sagen und zeigen lassen?

Während Gottfried so vor sich hin träumte, fuhr der Wagen über das Pflaster der Stadt zwischen den eng aneinanderstehenden Häusern dahin. Plötzlich hielt er vor einem Hause, aus dessen Thorweg aufgeschirrte Pferde geführt wurden. Der Kutscher sprang vom Bocke und wechselte die Pferde vor dem Wagen. Es war eine Unterbrechung der Fahrt, aber so hastiger Art, daß Gottfried zum Bewußtsein und zu neuen Ueberlegungen gar nicht kam. Auch er war, dem Kutscher unwillkürlich folgend, vom Bocke gesprungen. Als ihn aber bei dieser Gelegenheit der Herr vom innern Sitze des Wagens aus bemerkte und mit freundlichen Worten sich an ihn wandte, — „Auch du bist noch da? du willst wohl die Gelegenheit benutzen, die Königsstadt dir anzu-

sehen? Meinetwegen! heut Abend sind wir da!" — da war mit Einmal dieser neue wunderbare Gedanke fertig in ihm: „Nach der Königsstadt!" Von der letzten Unterredung, die er mit Meister Konrad gehabt hatte, klangen ihm nur noch die Worte, „Wem's auch etwas später wird, ich werde schon sorgen," im Ohr. Er wußte, was er wollte.

Von diesem Augenblick fühlte er sich als alten Gefährten des Kutschers. Und als der Wagen wieder auf der großen Straße dahinrollte, begann ein Fragen und Forschen nach allem, was nah und fern ihm vor die Augen kam. Er wiederholte die Namen der Ortschaften, er erbat sich über allerlei Dinge Auskunft, er fragte nach den Gründen und Zwecken. Es war ihm, als würde er in einer neuen Welt, wie weit sie auch von ihm lag, heimisch und glücklich.

Noch einmal kamen sie durch eine Stadt, in der Pferde gewechselt wurden. Als sie darauf mit neuer Schnelligkeit weiterfahren, wurde die Straße von Wagen, Reitern und Fußgängern allmählig belebter; Ortschaften drängten sich an Ortschaften; die Gebäude wurden glänzender und größer, Gärten, Parkanlagen umgaben sie; hochwipflige, vollbelaubte Bäume rauschten der Luft Kühle und Frische zu. Das Auge war immer mit dem Nächsten und so vollauf beschäftigt, daß Gottfried vor wechselndem Staunen ganz stumm wurde.

Da machte der Weg eine Biegung, und über eine weite Seefläche öffnete sich die Aussicht auf ein großes Giebel-, Dächer- und Thürmemeer. Buntfarbige Fahnen flatterten darüber.

„Da — die Königsstadt!" sagte der Kutscher.

In demselben Augenblick kam der rollende Wagen in die Richtung, daß der Widerschein der untergehenden Sonne, die auf die Dächer und Thurmspitzen fiel, strahlend Gottfrieds Augen traf. Von dem höchsten Thurme herab leuchtete, wie von flüßigem Sonnengold gezeichnet, ein blendender Kreis zu ihm herüber.

„Und dort — der Goldring?" fragte Gottfried.

„Das ist die Uhr auf dem Thurme des Königsschlosses, die große Reichsuhr, nach der sich der König und das ganze Land richten. Sie geht, wie Sonne, Mond und Sterne gehn."

„Und bleibt nie stehn?" fragte Gottfried.

„Es wäre ein großes Unglück, wenn sie einmal Schaden litte. Dann geriethe alles im Lande in Verwirrung."

Gottfried sah in die Welt hinaus, sein Auge war unverwandt auf die Uhr gerichtet. Aber weit mehr blickte er jubelnd in sich hinein. „Das sage

ich ja, — wie Sonne, Mond und Sterne geht die Uhr. Es wäre ein großes Unglück, wenn sie Schaden litte; dann geriethe alles im Lande in Verwirrung." Er sprach die Worte leise nach. Seine geheimsten Kindergedanken hatte ihm der Kutscher gesagt. „So sind sie doch gewiß wahr! und Meister Konrad thut sehr Unrecht darüber zu lachen."

#### Eine Nacht in der Königsstadt.

Was waren das für Augenblicke in der Seele Gottfrieds, als der Wagen über das Pflaster der Stadt fuhr! So viel Menschen, die rechts und links hin und her gingen! so viel Wagen, die vor einander ausbogen! so viel Lichter in der Nähe und Ferne, die da brannten! so hoch die Häuser, daß es Mühe machte zu ihnen hinaufzusehen! und so wunderbare Dinge an den Häusern oben und unten, besonders in großen, hellstrahlenden Fenstern, wie in zauberischen Schmuckkästen!

Der Wagen rollte zu schnell dahin, als daß das Auge einen der Gegenstände erfassen und festhalten konnte. Nur staunen und bewundern, unter immer wechselnden Eindrücken zittern, das war es, was in Gottfrieds Seele vorging.

Aber nein! hier hinter den hohen Fenstern des Hauses, bei dem der Wagen eben vorüberfuhr, was war es, was er dort erblickte? In der Mitte eine große leuchtende Uhr! und rund umher oben und unten andre, kleinere und größere Uhren, aus goldnem und silbernem, aus vielfarbigem buntem Schmuck hervorstrahlend. Gottfried richtete sich auf um mehr zu sehen, bog sich zurück um länger des Anblicks zu genießen. Als der Wagen vorüber war, wandte er sich hastig zum Kutscher, und seine Hände machten eine Bewegung, als wollte er ihm in die Leine fallen.

„Was willst du, mein Junge?" fragte dieser freundlich.

Gottfried aber wußte nicht, was er sagen sollte. „Die Uhr da!" stotterte er, indem er hinter sich wies.

„Nun! was denn?" antwortete der Kutscher.

„Hier!" indem er auf die andre Seite wies, „hier ist wieder ein Uhrmacherladen."

Wirklich, da war es ebenso in einem andern großen Hause, bei dem sie nun vorüberfahren. Zwei große leuchtende Fenster mit Uhren in allerlei Formen und Größen, unter schmuckvollem Geräth von kleinen Häusern und Thürmen, unter Porcellan-Figuren von Menschen und Thieren, die da standen oder saßen und lagen. Diesmal prägten sich ihm die Dinge genauer ins Auge. Als er, rückwärts blickend, nichts mehr von der Herrlichkeit sah, war er ruhiger

geworden. Er hoffte, noch einmal Aehnliches zu erblicken, und erwartungsvoll gingen seine Augen von rechts nach links hin und her.

Aber die Fahrt dauerte nicht mehr lange. Der Kutscher bog um eine Ecke, und als sie hier nur wenige Schritte gefahren waren, geschah es, daß die Pferde, statt die Richtung der Straße zu nehmen, in ein Haus gelenkt wurden. Gottfried sah, wie die Thorflügel des Hauses sich öffneten, und der Wagen hielt in einer geräumigen Halle zur Seite von breiten Stufen, die rechts und links höher führten.

Die Wagenthür wurde von einem Diener, der herzusprang, geöffnet, und als der Herr sich von seinem Sitze erhob und hinausgestiegen war, winkte er Gottfried zu sich und sprach mit freundlicher Miene: „Nun, mein Sohn, es ist anders gekommen als ich dachte. Ich muß wohl dafür sorgen, daß du den Weg wieder zurücknehmen kannst.“ Dabei gab er ihm fünf silberne Geldstücke. „Das,“ sagte er, „wird genügen, daß du dich morgen ein wenig hier umsehen und dann auch wieder nach Hause gehen kannst. Heute Nacht,“ fuhr er, zum Kutscher gewandt, fort: „läßt du ihn bei dir in der Stube schlafen.“

Der Kutscher antwortete zustimmend, Gottfried bedankte sich, und der Herr stieg, von einem Diener des Hauses geleitet, die Treppe hinauf.

„So komm!“ sprach der Kutscher, „unser Schlafgemach ist auf dem Hofe.“ Wagen und Pferde waren unterdessen von einem andern Diener aus der Halle hinausgelenkt.

„Ist denn schon Schlafens Zeit?“ fragte Gottfried. „Darf ich nicht noch ein wenig hinausgehn?“

„Du wirst dich verirren und nicht zurückfinden.“

„O nein,“ fiel Gottfried ins Wort, „ich weiß ganz genau, wo die Uhren waren.“

„So halte dich nicht so lange auf.“

Im Lauffschritt nahm Gottfried die Richtung zur Straßenecke, bog um, und nicht lange, da stand er vor dem Fenster des Uhrmacherladens. Womit sollte er anfangen? was zuerst besehen? Seine Augen gingen von oben nach unten, von rechts nach links, von den goldnen Bildwerken der Stuhuhren zu den malerischen der Kinderstubenuhren, von den kleinen zu den großen Zifferblättern, von den unruhig tickenden zu den ehrbar schwingenden Pendeluhren.

Es dauerte aber nicht lange: als nur das erste Stammen über so viel Neues vorüber war, da erwachte das Gefühl des Unbehagens in ihm. Wonach er suchte, das fand er nicht. Er mußte sich sagen, daß, wie lange sein Auge über all diese Dinge

hinglitt, das Innere ihm doch verborgen blieb. Das Verlangen danach war aber um so größer geworden, als er in dem Wirrsal der glänzenden Außenseiten sich nicht zurechtfinden konnte. Während er eben von diesen Gedanken benommen war und seine Einsamkeit und Rathlosigkeit im Stillen beklagte, wurde er plötzlich durch ein knarrendes und scharrendes Geräusch von oben her erschreckt. Er sah hinauf: da fiel es wie eine Wand vor dem Glas des Fensters herab und verdeckte die Herrlichkeiten.

Ein lauter Seufzer entfuhr seiner Brust und Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Was ist dir?“ mit diesen Worten, fast lachend, wandte sich ein etwas größerer Bursche, den Gottfried nun erst wahrte, an ihn; „du thust ja, als wenn du noch nie ein Uhrmacherfenster gesehen hättest.“

„So ist es,“ antwortete Gottfried, „ich habe noch nie eins gesehn.“

„Ha ha!“ lachte der Bursche laut, beinahe schreiend, auf: „woher bist du denn?“

Gottfried hatte Mißfallen an der Art dieses Burschen. Jedes Wort, das er sprach, kam ihm wie ein Schlag auf sein Herz vor. Er hätte sich am liebsten umgewandt und wäre hinweggegangen.

Der Bursche aber ließ sich dadurch, daß er keine Antwort empfing, nicht abschrecken. „Willst du noch ein andres Uhrenfenster sehn?“ fragte er in ruhigerem Tone.

„Warum nicht?“

„So komm mit!“ Mit diesen Worten faßte er ihn an der Hand und zog ihn in ein paar Querstraßen, erst rechts, dann links hinter sich her. In wenigen Minuten standen sie vor einem andern, ebenso reich ausgestatteten Schaufenster. Aber Gottfrieds Gedanken waren schon weiter gediehen, als daß ihm das Ansehen dieser neuen stummen Herrlichkeiten noch genügte. Als bald darauf auch hier die nächtliche Schutzwand das Fenster verdeckte, da seufzte er nicht mehr, da fiel ihm vielmehr ein, daß er eilen müsse, in sein Nachtquartier zu kommen.

Er verlangte zu dem Uhrenladen zurückgeführt zu werden, an dem sie vordem gestanden hätten, damit er das Haus wiederfände, in dem sein Beschützer wohne. Der Bursche ließ sich die Richtung dahin näher beschreiben. „Ich weiß, welches Haus das ist,“ sagte er, leicht einfallend, „dahin kann ich dich auf kürzerem Wege führen.“

Während sie langsam dahin gingen, fragte der Bursche nach allerlei Dingen, wo er zu Hause, wie er hierher gekommen sei, was er weiter vorhabe, und Gottfried stand ihm, obwohl mit kurzen Worten, Rede.

„Laß uns ein wenig schneller gehn,“ unterbrach er die Unterhaltung, „ich glaube, ich bin schon länger fortgeblieben, als dem Kutscher angenehm ist.“

„Wir sind gleich da,“ sagte der Bursche, „hier! dies ist das Haus.“

Gottfried schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht.“

„So muß es in der Nähe sein. Sieh selbst zu, auf dieser Seite wird es liegen.“

Sie gingen langsam weiter. Gottfried prüfte jeden Thorweg, fand aber nichts, was ihn an den Aublick, den er vordem gehabt hatte, erinnerte. „Du hast mich falsch geführt“, sagte er, „ich werde mich nicht anders zurechtfinden, als wenn du mich dahin führst, wo wir uns getroffen haben.“

„Das kann bald geschehn,“ sagte der Bursche.

Gottfried merkte an dem Wege, den sie nun gingen, daß er in der That sich in einer ganz andern Gegend befinde, als die ihm schon bekannt war. Er wollte schneller gehn. Aber die Schritte des Jungen, der sich an ihn gehängt hatte, waren wie von Blei. Sich von ihm losmachen, einen andern Vorübergehenden fragen, dazu war keine Möglichkeit vorhanden. Der Bursche allein wußte ja von dem Uhrmacherladen.

Als Gottfried seine Unruhe äußerte, vertröstete ihn dieser auf den nächsten Augenblick. Aber es war kein Ende des Weges. In Gottfried ging der Argwohn auf, daß sein Begleiter selbst verirrt sei.

„Was ist's denn auch,“ fragte dieser mit spöttischem Ton, „wenn du dich nicht zurückfindest? Du hast ja Geld genug bekommen. Wenn wir fünf Thaler haben, brauchen wir um ein Nachtquartier nicht besorgt zu sein.“

„Dazu habe ich das Geld nicht bekommen.“

„Ich kann dich auch zu meiner Mutter führen, die giebt dir das Lager umsonst.“

Gottfried fühlte sich in äußerster Noth. Er sah kein Mittel, von dem Burschen, an dem er immer mehr irre wurde, loszukommen. „Wäre ich zurück! bei Meister Konrad!“ dachte er. Ihm traten die warnenden Worte von heute Morgen ins Gedächtniß. Aber wie konnte er jetzt ihnen folgen?

Auf der Straße wurde es allmählig stiller. Wagen rollten fast gar nicht mehr vorüber, zu Fuß gingen nur wenige; die Lichter, die aus den Fenstern der Häuser leuchteten, waren sämmtlich ausgelöscht.

„Bevor wir zu meiner Mutter gehn, wollen wir erst ein Glas trinken,“ sagte der Bursche plötzlich. Und indem er Gottfried die Zeit nicht ließ, etwas dagegen zu sagen, nahm er ihn an der Hand und stieg mit ihm ein paar Stufen in einen Keller hinab.

Der treue, ehrliche Meister Konrad trat unsichtbar immer näher an Gottfried heran, als er sich in der Gesellschaft dieses Raumes befand: wie da an kleinen Tischen allerlei Leute, rauchend, essend, trinkend, in lauten Zänkereien begriffen, saßen; wie sie die Augen forschend auf ihn richteten; wie er dagegen scheu von jedem, den sein Blick eben streifte, wieder hinwegjah. Die Worte „verdorben und gestorben“, die Meister Konrad von jenem andern, verschollnen Dorfjungen gesprochen hatte, wurden ihm für ihn selbst Schreckensklänge. Es kam ihm vor, als sei er auf dem graden Wege zu verderben und zu sterben.

Nicht lange, da wurden zwei Gläser vor die Ankömmlinge auf den Tisch gestellt. „Warum trinkst du nicht?“ fragte der Bursch nach einiger Zeit. „Ich habe sonst nur Wasser getrunken,“ antwortete Gottfried. „Aber essen wirst du wohl wollen!“ Mit diesen Worten winkte er einem Manne im Hintergrunde des Kellers und bestellte Brot und Zubrot für zwei.

„Verdorben und gestorben!“ sprach's innerlich in Gottfrieds Seele. War es mit ihm nicht schon so geschehn? Obwohl er fühlte, nicht einen Bissen essen zu können, hatte er doch nicht Kraft und Muth zu widersprechen. Es war ihm, als müßte er von dem Stuhle sinken.

Allmählig verzogen sich die andern Gäste. Gottfried und sein Begleiter waren die letzten. Als der Wirth des Kellers sich ihrem Tische näherte, sprach der Bursche: „Wir werden nun auch hinaus müssen. Aber erst bezahlen! du giebst ihm wohl von Deinem?“

Auch dies that Gottfried, wie ihm zugemuthet wurde. Er war ganz in der Gewalt seines dreisten Begleiters. Ein paar kleinere Geldstücke wurden ihm von einem Thaler zurückgegeben. Ihm aber flimmerte es vor den Augen, er wußte nicht, wie viel.

Sein Begleiter merkte die Verstimmung, in der Gottfried sich befand, und bemühte sich, als sie auf den nächtlich leeren Straßen dahingingen, ihn wieder guter Dinge zu machen. Er erzählte ihm allerlei Geschichten, bei denen er viel lachte, auf die Gottfried aber nur mit halbem Ohre hörte.

Mehr schreiend als redend schritt er vor, als plötzlich um die Ecke ein Nachtwächter bog. „Da ist wieder der Thu-nicht-gut,“ sagte dieser; „verlangt dich noch einmal ins Arbeitshaus?“

„Nein, heute ist's nicht nöthig,“ antwortete der Bursche mit frecher Zutraulichkeit, „ich gehe mit meinem Freund gradwegs nach Hause.“

„Mit seinem Freunde!“ auch dieses Wort mußte Gottfried sich gefallen lassen.

„Meine Mutter wird schon schlafen,“ sagte der Unbekannte, als sie eine Strecke weiter gegangen waren und in einer Gegend kleiner und eben im Bau begriffener Häuser sich befanden. „Wir wollen sie lieber nicht stören. Hier über diesen Zaun können wir leicht klettern. Da sind wir gleich im Hofe.“

Der Bursche saß bereits mit übergeschlagenen Beinen auf der Höhe des Zaunes, als Gottfried unschlüssig noch unten stand. „Was besinnst du dich, Dummkopf? Soll der Nachtwächter dich auffangen? Wo ich ein Nachtlager finde, wird auch für dich Platz sein.“

Was sollte er thun? Kein Mensch, der ihm Zutrauen einflößte, war bei ihm. Gottfried kannte die Welt zu wenig und seine Gedanken befanden sich in zu großer Aufregung, als daß er einen Entschluß fassen konnte. Und doch hatte er aus dem

Munde seines Begleiters selbst den einzig richtigen Gedanken andeuten hören.

Warum wollte er dem Nachtwächter nicht vertrauen? Würde der nicht Mitleid mit seiner Lage haben müssen und besseren Rath geben, als von seinem Gefährten zu erwarten war? Da Gottfried diesen Ausweg vermied, verschlimmerte er seine Lage nur noch mehr.

Der verwegene Bursche öffnete auf dem Hofe, in dem sie sich befanden, einen verriegelten Holzschober. „Auf diesen lockeren Spänen schläft sich ganz gut,“ sagte er zutraulich zu Gottfried; „aber nicht zu lange dürfen wir schlafen. Wenn uns die Arbeiter des Morgens finden, gehts ohne ein paar Prüffe nicht ab.“

Während er so sprach, hatte er sich zur Erde gestreckt, seine Mütze unterm Kopf. Gottfried merkte bald, daß er schlief.

Zu Gottfried aber kam kein Schlaf. Er fühlte sich, wie über einem Abgrunde hängend, als müßte er im nächsten Augenblicke von einer morschen Stütze hinabsinken, hinweg von der Kindesheiterkeit, von den Erinnerungen an Meister Konrad, an die Heerde der guten treuen Thiere, an das sonnige Leben auf Wiese und Feld. Die Angst gaukelte ihm immer mehr Schreckbilder dessen, was nun kommen würde,

vor. Zur Zeit der Morgendämmerung endlich war es, daß der Schlaf ihn erfaßte.

Wie aber war nach kurzer Zeit sein Erwachen? Aufgerüttelt von laut redenden, scheltenden Männern, gestoßen, geprügelt wurden beide. „Zur Polizei mit euch, ihr Herumtreiber!“

„Ah, dich kennen wir schon!“ so redeten die Männer im Polizeigebäude den Aelteren an, „du bist ja erst gestern aus dem Arbeitshause entlassen; man wird dir für die Zukunft einen besseren Denzettel mitgeben müssen. Wen hast du da mitgebracht?“

„Er kann ja selbst seine Geschichte erzählen,“ sprach der Bursche. „Vielleicht glaubt ihm Jemand die Schwindeleien, mit denen er mich abgefunden hat.“

Es war allerdings eine sehr sonderbare Geschichte, die Gottfried erzählte, die Geschichte des verwischenen Tages von der Unterhaltung, die er mit Meister Konrad im Schatten der Eiche gehabt hatte, bis zu dem Zaunüberklettern. Aber die umständliche, bescheidene und sichere Art erweckte Zutrauen, ja Gefallen an dem Knaben.

„Wir werden ja sehn, ob du die Wahrheit gesprochen hast,“ gab ihm der Polizeibeamte zum Bescheid. „In zwei Tagen kann auf unsre Anfrage vom Schulzen des Dorfes

die Antwort zurück sein. Hast du deine Heimath und die Umstände deiner Entfernung richtig angeben, dann glauben wir auch, was du sonst erzählt hast. Es steht dann deiner Rückkehr nichts im Wege. So lange aber bleibst du hier im Ver schluß. Bist du jedoch mit irgend einem Wort von der Wahrheit abgewichen, so sage es jetzt. Hernach würde es zu spät sein.“

„Nein,“ sagte Gottfried, „es ist alles wahr, was ich erzählt habe.“

#### Der Uhrmacherlehrling.

Gottfried hatte die Nacht über in einer kleinen, spärlich erleuchteten Kammer gegessen. Von dem Essen, das ihm von Zeit zu Zeit gebracht war, hatte er nur Weniges genossen. Vor Mattigkeit und Bekümmerniß war ihm das Haupt schwer; er hatte es wiederholentlich auf beide Arme, die er vor



sich auf dem Tische ausgebreitet, gesenkt. Von dem Schlafe aber, der bei ihm Einschlaf suchte, wurde er immer wieder durch wirre Traumbilder aufgeschreckt. Er hatte beim Erwachen Mühe gehabt sich bewußt zu werden, wo und warum er hier sei.

Nicht lange vor Sonnenuntergang des zweiten Tages war es, als sich wieder die Thüre des Gemaches öffnete und der Mann, dem er gestern hatte Rede stehn müssen, vor ihm stand. „Es ist so, wie du gesagt hast,“ redete er ihn an, „ich freue mich, daß du die Wahrheit gesprochen hast. Ich habe nun für deine Wandrung einen Geleitschein ausgestellt. Das Thor der Stadt und die Orte, die du passiren mußt, um nach Hause zu kommen, stehn darauf. Verwahre ihn wohl und richte dich danach!“

Während dieser Worte war der Diener des Hauses eingetreten und hatte einen Schnitt Brotes auf den Tisch gelegt.

„Iß oder nimm das Brot dir mit,“ sagte der Mann beim Hinausgehn; „sei vorsichtig mit den Leuten, die sich an dich machen, und behüte dich Gott!“

Da stand Gottfried nun wieder auf der StraÙe der großen Stadt, in der er Niemand und in der ihn Niemand kannte. Der Weg zu dem Thore, durch das er hinausgehn sollte, war weit und führte ihn durch die verschiedensten StraÙen. Wenn er, um richtig zu gehn, einen der Vorübergehenden fragend anreden mußte, wandte er sich immer an Aeltere und an die Bestgekleideten.

Bald kam er in eine Gegend, die ihn über alles überraschte. Nicht zwischen Häusern, sondern zwischen Palästen ging er einher; nicht durch StraÙen, sondern über Plätze, die mit Bildsäulen, mit Baumgruppen und Blumenbeeten geschmückt waren, führte sein Weg. Er konnte nicht umhin stehn zu bleiben und staunend um sich zu schauen.

Wieder ein paar Schritte weiter, da sah er sich auf dem großen, freien Platze, in dessen Mitte das Königsschloß mit dem Thurne und der Uhr seine Miesenmauern erhob. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Wie angewurzelt stand er da, den Blick nach oben gerichtet. An ihm vorüber, hin und her wogte die Menge der Menschen. Er aber stand wie in Fesseln gelegt, den Blick von dem, was nahe bei ihm war, abgelenkt. Alle Gedanken, die er je von der Uhr gehabt hatte, fanden sich in ihm zusammen, schwellten seine Seele und zogen ein zauberisches Band mit dem fernen Gegenstand, den er hoch in den Lüften sah. Wie Sonne, Mond und Sterne, so geht die Uhr. Das Geheimniß der Ordnung im Himmel und auf Erden fand er hier

Deutsche Jugend. XV.

so nahe und doch so fern verkörpert. Die lieblichsten Träume seines Kindeslebens wogten in seiner Seele.

Plötzlich fühlte er sich an Füßen und Beinen sanft berührt. Er sah hinab, es war ein zierliches weißes Hündchen, das an ihm hinaufsprang.

Gottfried war aus seinen Verzückungen erweckt und entschloß sich weiter zu gehn. Langsam waren die Schritte und traurig sein Herz. Mehrere Male, so lange er mit den Augen die Uhr erreichen konnte, wandte er sich um. „Muß ich denn wirklich hinweg aus dieser Stadt, ohne etwas gesehen, ohne etwas gelernt zu haben?“ so sprach es in ihm. „Auch die große Reichsuhr hat hinter dem Zifferblatt Räder und Hebel. Wie sehen sie aus? wie kommt man dahin? Ja — da müßte ich der Schweinebub nicht sein, wenn ich das sehen und kennen lernen dürfte!“ Ein paar Thränen rollten ihm über die Wangen, als er an einer StraÙenecke, bei der er einbiegen sollte, noch einmal, wie zum Abschied sich umwandte und einen Augenblick stille stand.

„Bist du noch da?“ sprach Gottfried, indem er sich zu dem Hündchen, das abermals an ihm hinaufsprang, mit freundlichem Streicheln hinabbeugte.

Nichts als das große Zifferblatt und das geheimnißvolle Triebwerk standen ihm, als er langsam weiter schritt, vor dem inneren Blick. Was Wunder, daß er nach einer Strecke Weges bei einem Uhrmacherladen vorübergehend, sich unwillkürlich gefesselt fühlte. Ein Gedanke, für den er einen Augenblick Ueberlegung brauchte, stieg in ihm auf. „Wie,“ dachte er, „wenn ich mit einer Uhr ins Dorf zurückkäme! Die billigste Uhr, was mag sie kosten? hab' ich nicht so viel Geld, daß ich eine kaufen könnte? Vielleicht!“

Warum sollte er's nicht versuchen? Und der nächste Augenblick schon war so günstig. Aus der Thüre des Ladens, von innen geöffnet, traten eine Dame und ein Herr. Ein Schritt über die Schwelle — und er stand in dem Heiligthum, das ihn glücklich machen sollte. Langsam und schüchtern ging er vor. Aber noch war er nicht am Ladentisch, als der Herr, der mit Einpacken von Uhren beschäftigt dahinter stand, ihn mit rauher Stimme entgegenrief: „Was willst du hier? hinaus! hier darf nicht gebettelt werden.“

War das zu ihm geredet? Gottfried seufzte und stand, wie an den Fleck gebannt.

„Ja ja! und nicht lange besonnen!“

Während dieser Worte war von der Seite her ein jüngerer Mann zu ihm getreten, hatte ihn bei

der Hand genommen und schnell aus der Thüre gewiesen.

Gottfried war wie außer sich vor Schreck, und Thränen entstürzten seinen Augen. Als er sich auf der Straße befand, hatte er kein anderes Gefühl als das, ganz vernichtet zu sein.

Da sprang wieder das Hündchen zu ihm auf, jetzt noch munterer als vordem. Gottfried hielt die Hände nur ein wenig ihm entgegen, da sprang es so geschickt hinein, daß es ruhig und sicher darin lag; und das Köpfchen höher reckend, leckte es ihm die Thränen von den Wangen.

„Armes Thier,“ sagte Gottfried, „du hast dich verlaufen. Wohin soll ich dich bringen? Es geht dir wie mir. Auch ich habe mich verlaufen und Niemand zeigt mir den Weg, den ich gehen möchte.“

Das Hündchen in seinen Armen war voller Beweglichkeit, hob sich jetzt rechts, dann links auf und liebte ihn auf die zärtlichste Weise. Dann aber neigte es sich mit dem Kopfe unruhig nach unten. Und plötzlich, wie fest es Gottfried zu halten suchte, war es hinab gesprungen und lief vor ihm einher, nach wenigen Schritten immer einen Augenblick innehaltend. Es blickte auf Gottfried zurück, als wollte es sich überzeugen, ob dieser ihm auch folge.

Ein paar Minuten waren so vergangen. Gottfried vergaß über dem närrischen eifrigen Thier den Kummer, der ihm das Herz preßte. Plötzlich — wie war es geschehn? welcher Zufall hatten ihn oder das Hündchen geführt? — plötzlich stand es vor der Thür eines Hauses wie festgebannt, blickte abwechselnd zu Gottfried hinauf, dann in die Hausflur hinein. Gottfried folgte seinem Blicke, er erkannte das Haus, in dem er bei seiner Ankunft in der Stadt eingekehrt war. Wieder sprang das Hündchen zu ihm auf und Gottfried hielt es in seinen Händen, als er eintrat.

Da kam ihm der Kutscher gerade entgegen. „Sieh da, unser Untreiber von vorgestern! ich glaubte dich schon verloren; und einen Hund bringst du mit? Soll der dir die Heerde zusammenhalten?“ Mit diesen Worten hatte er den Knaben über den Hof in ein Zimmer geleitet, und während er ihm etwas zu essen vorsetzte, ließ er sich die Geschichte der Nacht und der letzten Tage erzählen.

„Du bist ja schnell zur hohen Schule gekommen!“ sagte der Kutscher lachend; „wenn du nur was gelernt hast!“

„Gelernt!“ fragte Gottfried mit schmerzlichem Achselzucken. „Zuletzt ist mich das Hündchen ange laufen, und hat von mir nicht lassen wollen. Ich habe es mitnehmen müssen.“

„Dies Hündchen?“ fiel der Kutscher ein, indem er es mit Zeichen plötzlichen Besinnens näher in Augenschein nahm. „Ein feines Thier! Wenn es das richtige ist, dann hast du großes Glück gehabt. Es wurde hier heute viel von einem seidenweißen Hündchen gesprochen, das sich seit gestern verlaufen hatte. Es gehört einem Grafen, der vor längerer Zeit in dieses Haus eingekehrt ist und eine große Summe, ich weiß nicht wie viel, Funderlohn ausge setzt hat. Es wird sich ja morgen zeigen.“

Gottfried schlief noch, als am andern Morgen der Bediente des Grafen in das Zimmer trat. Das Hündchen war auf das Bett gesprungen, in dem der Knabe lag. „Da bist du ja, Glück!“ rief der Bediente freudig aus und winkte dem wiedergefundenen Thiere. Dieses aber bellte heftig, so daß Gottfried vom Schlafe aufschreckte und sich erhob.

„Eile dich, mein Junge,“ sagte der Bediente, „je früher du den verlorenen Liebling seinem Herrn zurückbringst, desto größer ist die Freude und desto höher dein Lohn.“

Gottfried wußte nicht, wie ihm geschah, als er wenige Augenblicke darauf von dem Bedienten die breite marmorne Treppe des Vorderhauses hinaufgeführt wurde. Durch ein Vorzimmer ging es. Dann kam er in ein großes Gemach, in dem der Graf auf einem Lehnstuhl vor dem Frühstückstische saß.

In den Mienen des Grafen geschah es, wie wenn ein Freudenstrahl ihn berührte, als das Hündchen von Gottfrieds Arme hinunter zu ihm sprang. „Zwei Tage bist du von mir gewesen, Glück!“ sprach er, indem er sich freundlich zu ihm hinabbeugte. „Fast meinte ich, du seist mir für immer abhanden gekommen.“ Dann aber erhob sich der Graf und vor Gottfried tretend, forderte er diesen auf zu erzählen, wie das Thier sich zu ihm gefunden habe.

„Ich habe fünfzig Goldgulden,“ sagte der Graf nach Beendigung der Erzählung, „für den Wiederbringer des Hundes ausgesetzt. Hier sind sie!“ Damit reichte er eine Rolle Geldes, die er vom Tische aufnahm, dem Knaben.

Dieser aber trat einen Schritt zurück und indem er die Hände hinter sich fest zusammenfügte, sagte er mit stotternder Stimme: „Ach, Herr, Geld?“

„Nun, was ist dir?“ fragte der Graf. „Du wirst ja ganz blaß. Sprich, damit ich dich verstehe!“

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis Gottfried sich zur Antwort gestärkt fühlte. „Herr,“ sagte er, „Geld habe ich gehabt und man hat mich doch für einen Bettler gehalten. Man wird mir's ebenso thun, auch wenn ich mehr in der Tasche trage.“

Der Graf ließ sich den Vorfall erzählen, auf den sich dieses Wort bezog.

„Wie ist dir denn zu helfen?“ fragte er drauf. „Ich bin in deiner Schuld und möchte sie gerne abtragen.“

Gottfried fühlte sich bei der freundlichen Art des fremden Herrn allmählig freier und leichter; und in ungezwungener Weise, wie wenn er mit Meister Konrad spräche, trug er seine Gedanken vor. „Geld,“ sagte er, „erwirbt sich so leicht! Dafür, daß ich den Weg weisen sollte und mitfuhr, und jetzt dafür, daß ein Hündchen sich zu mir fand und ich es aufhob, giebt man mir Geld. Wie viel Geld könnte ich verdienen, wenn ich etwas Ordentliches gelernt hätte? Aber wenn man Geld verdient, muß man auch verstehen es auszugeben und anzubringen. Ein armer Junge, wie ich, kann Geld nicht brauchen.“

„Das ist ja verständig gesprochen!“ sagte der Graf. „Aber was möchtest du denn lernen wollen?“

„Das habe ich dem Meister Konrad so oft gesagt; der aber hat mich immer ausgelacht. Wie die Uhren gehn, wie sie so richtig wie Sonne, Mond und Sterne gehn, das möchte ich gerne lernen.“

„Ei, das ist eine hohe Kunst!“ fiel der Graf ein; „wer dies erlernen will, muß sehr fleißig und klug sein.“

„Und warum sollte ich das nicht? Ein Junge bei den Schweinen und Schafen muß ja auch fleißig und klug sein!“

„Se nun, mit Maß und Unterschied,“ sagte der Graf. „Aber wir wollen von der Sache nicht abkommen. Da du so lebhaft den Wunsch hegst Uhrmacher zu werden, will ich sehn, ob ich dir dabei behilflich sein kann.“

Ueber Gottfrieds Antlitz flog ein Glanz inniger Freude. Er hatte Mühe, sich ruhig und besonnen zu halten.

„Aber so leicht ist das nicht,“ fuhr der Graf fort. „Wer bei einem Uhrmacher in die Lehre tritt, muß mehr Schulkenntnisse erworben haben, als du besitzt.“

„Ach,“ seufzte Gottfried, „ich will alles nachholen! ich kann so fleißig sein! Bei der Heerde auf dem Felde und im Stalle habe ich nie genug zu thun gehabt. Das Holzgeräth fürs ganze Dorf habe ich allein immer zurecht gehalten.“

„Ich will dich bei dem Meister, der die Reichsuhren im Gang hält, unterzubringen suchen. Er wird mir zu Liebe das Ungewöhnliche wagen. Aber — zuvörderst müssen wir für einen andern Anzug sorgen. Da du das Geld, das dein eigen ist, nicht annehmen willst, so werde ich für dich besorgen lassen, wozu es dir nützlich sein könnte.“

Der Graf klingelte nach dem Bedienten. Er gab diesem den Auftrag, den Knaben von Kopf bis Fuß nach guter städtischer Weise kleiden zu lassen. Als Gottfried nach Verlauf einer Stunde so umgewandelt zurückkehrte, war der Wagen des Grafen bereits vor der Thür, Gottfried mußte sich neben seinen Wohlthäter setzen. Der Graf ging, nachdem sie vor einem Uhrladen abgestiegen waren, mit dem Meister des Geschäfts in ein Nebenzimmer. Nach kurzer Unterhaltung traten beide zurück.

„Du wirst in dem Hause dieses Herrn, des königlichen Reichsuhrenmeisters,“ sprach der Graf zu Gottfried, „leben, wohnen und schlafen. Sei in allem, was er dich zu thun und zu lassen heißen wird,

gehorsam. Er nimmt dich auf ein Jahr in sein Haus. Ist er mit deinen Fähigkeiten und deinem Fleiße zufrieden, dann kann es geschehn, daß er sich entschließt, dich in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen. Hat er aber einen Tadel oder auch nur ein Bedenken an dir, dann mußt du sein Haus wieder verlassen. Ich werde von Zeit zu Zeit hier absteigen und mich freuen, wenn ich Gutes von dir höre.“

Mit diesen Worten reichte er dem Reichsuhrenmeister freundlich die Hand, und indem er Gottfried die Wange streichelte, ging er hinaus. —

Ein Jahr war nach diesem Tage vergangen, da langte in dem Dorfe ein Brief aus der Königsstadt an. Er war an einen Mann, der sonst nie Briefe empfing, gerichtet, an Schäfer Konrad.



„Gott sei Dank!“ sagte der Alte, der den Brief wie etwas sicher Vorhergesehenes aufnahm; „der Junge hat mich lange warten lassen; aber ich hab's wohl gewußt, daß er nicht verderben und verloren gehen wird. Und so schön, wie der Brief aussieht, so schlant und gerad aus geschrieben! Wenn ich ihn doch selbst lesen könnte!“

Des Abends begab er sich in das Haus des Schulmeisters. „Ihr könnt alle zuhören,“ sagte er zu denen, die, um den Tisch sitzend, mit dem Abendessen beschäftigt waren, „auch du, Lene, denn Geheimnisse enthält der Brief nicht, und etwas Andres als Gutes wird er nicht zu schreiben haben.“

„Wer denn?“ fragte der Schulmeister.

„Vater, wie ihr nur fragt!“ fiel Lene ein, „der Gottfried!“

„Woher sie das weiß?“ fragte der Schulmeister, stutzend.

„Sie hat Recht,“ antwortete der alte Schäfermeister, „der Schweinejunge, der vor einem Jahr mir vor den Augen in einer Kutsche davon fuhr!“

„Um dessenwillen,“ fügte der Schulmeister hinzu, der Herr Pastor bald darauf eine Anfrage aus der Königstadt empfangen hatte, — denn er war noch nicht confirmirt.“

„Eben der Gottfried!“ bestätigte der alte Konrad. Und der Schulmeister begann zu lesen:

„Mein lieber Meister Konrad! Ich habe jeden Tag, seitdem ich von Euch bin, an Euch gedacht; aber erst heute kann und mag ich schreiben, da ich nun im Stande bin, Euch Gewißheit über mich und meine Zukunft zu geben. So eben hat mein Lehrmeister mir gesagt, daß er mich behalten will, weil er die Hoffnung hat, daß ich von seinen Fußtapfen nicht lassen werde. Daß ich so viel Glück gehabt habe, danke ich Euch. Denn Eure Worte von dem „Verderben und Sterben“, wenn man sich in der großen Welt verliert, auch Eure andern Worte, daß man in seinen Gedanken sich mit nichts beschäftigen soll, als was des eignen Amtes ist, klangen mir immer im Ohr, als kämen sie eben aus Eurem Munde.“

„Ich bin durch die Güte eines reichen Herrn, dessen verlaufnes Lieblingshündchen ich zu finden das Glück hatte, jetzt vor einem Jahr in das Haus meines Lehrvaters, des Uhrenmeisters Traugott gekommen. Da ich damals noch nicht confirmirt war, sollte ich nicht sogleich an die Arbeit des Geschäfts. Ich wurde in die Schule und den Unterricht des Predigers gegeben. Jeden Tag aber, als ich mit den Büchern besser umgehen lernte, verschaffte ich mir mehr Mittel, Einblick in das, worauf mein

Sinnen stand, in die Räder und Federn, die Achsen und Kreise des Uhrwerks zu gewinnen. Und als mein Lehrvater nach einem halben Jahr mich zur Arbeit unter den andern seiner Werkstatt anstellte, hatte ich die Freude, daß er über die Menge dessen, was ich schon wußte, auch über die kleinen Geschicklichkeiten, die ich mir angeeignet hatte, sich verwunderte.

„Mein Lehrvater ist ein freundlicher alter Herr mit weißen Haaren. Er lebt ganz allein, hat nicht Frau noch Kind. Alle Sonntag Morgens sehn wir ihn in seinem saubersten und besten Anzuge ausgehn. Es darf ihn Niemand begleiten. Wir wissen aber, daß er auf dem Kirchhof an einem Grabe eine Zeit lang zubringt.“

„Jetzt vor vierzehn Tagen ließ er mein Bett aus dem großen Schlaßaal in die Kammer neben seiner Schlafstube stellen. Er sagte, er werde alt, und es sei besser, daß zur Nachtzeit Jemand in seiner Nähe sei. Wie glücklich war ich, daß ich der Jüngste im Hause war! denn den Jüngsten, sagte Meister Traugott, sollte diese Auszeichnung treffen. Für mich brachte diese Einrichtung noch die andre Freude mit, daß ich sicher wurde, er werde mich nicht aus seinem Hause entlassen.“

„Heute ist es nun geschehn, daß Meister Traugott vor allen Arbeitern erklärte, ich habe meine Probezeit gut bestanden und sei von ihm als Lehrling der Kunst aufgenommen. Alle, die zugegen waren, gaben mir die Hand. Ich aber wußte nicht, was ich thun oder reden sollte. Mir waren die Augen voll Thränen, und doch habe ich nie einen glücklicheren Augenblick gehabt.“

„Meister Konrad, wenn ich Euch doch das alles erzählen könnte! Meine Lehrzeit dauert vier Jahre von heute ab.“

„Sagt doch der Lene, daß sie mir schreibt, wie es Euch geht, ob Ihr gesund seid und wie Ihr mit dem Schweinejungen zufrieden seid, den Ihr jetzt habt.“

„Ich grüße alle, die im Dorfe sind. Und wenn ich nach vier Jahren alles gut zu schaffen verstehe, fertige ich ganz allein eine Uhr für Euch und, wenn es Meister Traugott erlaubt, bringe ich sie Euch selbst und zeige Euch — Ihr wißt schon — das mit den Stunden und Minuten.“

„Ich bleibe Euer alter Schweinejunge

Gottfried.“

Der Reichsuhrenmeister.

Eine Reihe von Jahren war vorübergegangen, Gottfried hatte seine Lehrzeit hinter sich; im ersten Jahre seines Gesellenstandes hatte er einmal auf

14 Tage Urlaub genommen, war nach dem Dorfe seiner Heimath gefahren und hatte dem Meister Konrad die versprochne Uhr gebracht. Wie anders wurden nun Meister Konrad's Gedanken über die Uhr, als er selbst eine besaß! Er konnte nicht müde werden, sie Allen zu zeigen und zu rühmen. Es waren dann wieder einige Jahre hingerollt und Gottfried war zu einem klugen, fleißigen und bescheiden jungen Mann herangewachsen. Sein Verhältniß zu dem Uhrenmeister hatte sich immer inniger gestaltet, wie das eines guten Sohnes zu seinem lieben Vater. Meister Traugott hatte so zärtliche Liebe und so großes Vertrauen zu Gottfried gefaßt, daß der kinderlose ihn in seinem Testament zum Erben des Geschäfts und aller seiner Besitztümer bestimmt hatte.

Ueber diese Auszeichnung hatte Meister Traugott nie ein leises Wort gesprochen. Auf eine andre aber bereitete er den Jüngling allmählig vor: darauf, daß er ihn mit der Arbeit des Aufziehens, des In-Stand- und In-Gang-haltens der Reichs-uhr vertraut machen wollte.

Alle Monate einmal ging Meister Traugott die Treppen des Thurmes hinauf, nahm alles an der Uhr in Augenschein, half nach, ordnete und besserte, je nachdem er es befand, und bewirkte den ununterbrochenen Fortgang des Werkes. Seit zwei Jahren war Gottfried hierbei sein Begleiter gewesen.

Nicht wie bei andern Uhren waren hier die Berrichtungen. Namentlich was man „aufziehen“ nennt, war schwieriger und geschah überhaupt in andrer Weise: nicht mittels eines Schlüssels, den auch ein Unkundiger handhaben könnte, sondern mittels der Umlegung eines Gliedes in ein andres. Sehr viel stand dabei im Spiele. Weh, wenn die Glieder verwechselt wurden! oder wenn die Zeit, die dazu verbraucht wurde, zu lange dauerte! oder wenn die Mittel zur Ausführung nicht gleichmäßig vorbereitet und zurecht gelegt waren!

„Ich könnte dir die Arbeit allein überlassen,“ hatte Meister Traugott sehr bald zu Gottfried gesagt, „ich sehe ja, daß du alles verstehst, und traue dir den Eifer und die Vorsicht zu, die um der Wichtigkeit willen erforderlich ist. Es wäre ja ein großes Unglück für das ganze Land, wenn sie einmal in Unordnung geriethen. Ich habe zu dem Könige bereits davon gesprochen, daß du mein Nachfolger sein würdest. So lange ich lebe, will ich aber, wie nun schon länger als fünfzig Jahre, mit hinaufgehn und, wenn auch nicht arbeiten, so doch mich freuen, daß meine Lehre an dir gute Früchte getragen hat.“

So war es mehrere Jahre gewesen und Meister

Traugott hatte darüber ein Alter nahe an die Neunzig erreicht.

Eines Nachts war nach wenigen Stunden der Stille plötzlich reges Leben im Hause des Uhrenmeisters geworden. Meister Traugott war mit heftigen Schmerzen erwacht und bald, nachdem er Gottfried geweckt, in einen Zustand, mehr dem Tode als dem Schlummer ähnlich, verfallen. Voller Mergsten rüttelte Gottfried alle, die zum Hausstand gehörten, auf. Zu verschiedenen Aerzten der Stadt wurde geschickt. Und, Gott sei Dank, die Gefahr eines schnellen Todes war abgewehrt. Aber daß es sich nur um wenige Tage der Lebensverlängerung handle, verschwiegen die Aerzte nicht. Meister Traugott brachte wiederholentlich ganze Stunden lang, obwohl er nicht schlief, ohne Bewußtsein zu, und auch wenn er die Fähigkeit der Rede und Theilnahme wieder zeigte, war es mit äußerster Mattigkeit und nur auf wenige Augenblicke.

Wer am meisten dabei litt, war Gottfried. Denn die Nacht, in der der Unfall sich ereignet hatte, war die vorletzte vor dem Morgen, an dem, wenn alles in gewöhnlicher Weise fortgegangen wäre, Meister Traugott mit ihm den Thurm bestiegen hätte. Was sollte er thun? Sollte er seinen Meister daran erinnern und um Ermächtigung allein hinaufzugehen bitten? Bei dem theilnahmlösen Zustand, in dem der Kranke den größten Theil des Tages zubachte, ließ sich kein Augenblick dazu finden. Oder sollte er morgen auf eigene Verantwortung den Ausgang zum Thurm wagen? Wie aber war es rathsam, so lange Zeit vom Krankenlager abwesend zu sein? Gottfried brachte die Nacht vor dem entscheidenden Tage in äußerster Unruhe zu.

Die Sonne hatte die ersten Schritte ihrer Bahn bereits gethan. Wie erstaunte da Gottfried, als er in das Krankenzimmer seines Herrn trat. Meister Traugott war im Begriff das Lager zu verlassen.

„Meine Kräfte haben mich, Gott sei es gedankt, nicht so verlassen,“ sprach er langsam und mit matter Stimme, „daß ich nicht noch das Letzte vollbringen könnte, um mit Ruhe von diesem Leben zu scheiden. Morgen ist der Tag, an dem die Uhr wieder aufgezogen werden muß“ —

Gottfried erschraf. Der Meister hatte sich um einen Tag verrechnet. Sollte er ihm den Irrthum aufklären?

„So kann ich denn,“ war Meister Traugott fortgefahren, „den heutigen benutzen, dir das Geheimniß ganz zu erklären, damit du nicht bloß im Stande seist, sie im Gang zu erhalten, sondern auch jede Störung abzuwenden, ja, etwa eingetretene

Störungen wieder gut zu machen. Merke auf! es ist mein letztes Wort, das ich in diesem Leben reden werde.“

Gottfried fühlte sich an Ton und Blick seines Meisters willenlos gefesselt. Sein einziger Wunsch war, daß ihm kein Wort verloren ginge.

Meister Traugott hatte aus einem verschlossenen Fach seines Arbeitstisches ein Schlüsseldchen genommen. Er war damit an die Stelle der Wand gegangen, wo auf zwei Tafeln, in schöner, bildgeschmückter Darstellung die zehn Gebote verzeichnet waren. Eine leise Bewegung an der Wand zwischen beiden Tafeln enthüllte ein sonst verborgnes Schlüsselloch. Meister Traugott öffnete die Wand nach der einen und der andern Seite hin. In starken schwarzen Linien ausgeführt, zeigte sich das Bild des Uhrwerks, auf der einen Seite so, daß man die Räder mit ihren Kreisen, auf der andern so, daß man wahrnehmen konnte, wie sie in einander gefügt und zur Bewegung miteinander verbunden waren.

Gottfried erkannte sofort das Abbild des Uhrwerks, wie es im Thurm des Königsschlosses ausgeführt war. Sein Auge ging begierig von einem Punkt zum andern.

Es dauerte aber nicht lange, da griff und faßte er, als ob er nach einem Stützpunkt suchte, zur Seite und hinter sich. „Wie wird mir!“ sagte er halb ängstlich, halb als ob er in Seligkeiten sich befände, „das Bild verwandelt sich!“

Der Meister trat näher zu ihm und erfaßte seine Hand, nicht mit der Schwäche eines Kranken, sondern mit der Ruhe und Festigkeit eines starken, weise vorsehenden und sorgsamen Freundes. „Wohl dir,“ sagte er mit weicher Stimme, daß du gewürdigt bist es zu schauen. Meine Hoffnung ist nicht getäuscht. Sage mir alles, was du siehst!“

„Wie soll ich es sagen! denn mehr ereignet sich, als ich mit Worten fassen kann! Die Räder lösen sich von der Wand, sie gehn miteinander, fördern und halten sich. Nein, sind es Räder? Kugeln er-

kenne ich, die sich von einander trennen, größere und kleinere, die sich bewegen, langsamer und schneller. Wer giebt ihnen Kraft, zu steigen, dann sich zu senken, ohne zu fallen? Ich erblicke, von allen Richtungen kommend, ein Großes, Allumfassendes! Es bekommt Farbe, aber nicht Gestalt. Ist es ein Meer, das wogt? ist es Luft, die schwingt? Dort vom Hintergrunde her naht es, wie Strahlen von einem Lichtauge. Es wird heller und heller. Jetzt erscheint es selbst und leuchtet. Es wandelt umher mitten unter den lebendigen Körpern. Von seinem Glanze beschienen, wird alles, jedes Große und

Kleine, durchsichtig. Man sieht — was ist es? — seinen Pulsschlag, tausend Pulsschläge, die alle, von nah und fern, zu dem All-Einen hinströmen und von ihm zurückgegeben werden! Man sieht — was ist es? — strahlende Augen in den Körpern, die bisher dunkel waren. Alle wissen, wo sie stehn und wohin sie gehn sollen. O Meister, welche Seligkeit enthüllt Ihr mir!“

„Du erblickst das Wesen,“ sagte der Meister langsam und mit sanfter Stimme, „von dem die Uhr das Abbild ist. Versenke dich in diesen Anblick und nimm ihn tief in dein Herz auf. Wäre jeder Mensch, durchstrahlt von

dem All-Einen, Gefährte derer, die ebenso im Sonnenglanz des Ewigen schweben! Erfülle deine Schuldigkeit und du wirst die Annäherung dieses Glückes beschleunigen. Gesetz und Ordnung zu erhalten, ist dir von deinen Mitmenschen besondere Macht gegeben. Sei treu bis ins Kleinste!“

Gottfried's Augen waren unverwandt auf das lebendige Wunderbild gerichtet. Mit verklärter Stimmung hing er daran. „O Meister,“ sagte er nun, als dieser schwieg, „ich weiß, Ihr zweifelt nicht daran. Mein Leben ist unter Eurer Zucht mir aufgegangen.“

„Du hast nun alles gelernt,“ fuhr der Meister nach wenigen Augenblicken fort, „was zur Erfüllung deiner Pflicht erforderlich ist. Nur für den Einen



Fall, den Gott verhüten möge, den wir schwache Menschen aber doch immer im Auge behalten müssen, habe ich dich noch vorzubereiten. Es kann ja einmal geschehn, daß die Uhr zum Stehen kommt. Du weißt, daß zur Einfügung der beweglichen Anfangs- und Endglieder gerade der Augenblick inne gehalten werden muß, in dem die Uhr ihre letzten Schwingungen zu machen im Begriff ist. Wie leicht geschieht es, daß dieser Augenblick einmal verpaßt wird!"

Gottfried war durch die Aufregung, die sich seines Gemüths bemächtigt hatte, von dem Gedanken, daß die Uhr in kurzer Zeit stehen bleiben werde, abgelenkt worden. Nun der Meister selbst davon sprach, durchzuckte ihn der Schreck des Erinnerns und Wissens. Sollte er den Meister über den Tag, an dem sie sich befanden, aufklären? Nur einen Augenblick schwankte er. Jetzt, mußte er sich sagen, war es zu spät. Störte er die Ruhe dieser Stunde, so empfing er vielleicht das Wissen nie, das ihm doch unbedingt nothwendig war.

Meister Traugott war während dessen an die entgegengesetzte Wand der Stube getreten. Da hingen gleichfalls zwei Tafeln nebeneinander. Auf der einen standen, bildgeschmückt, mit großer Schrift die Worte: „Von Angesicht zu Angesicht.“ auf der andern: „Die größte ist die Liebe.“ Auch hier öffnete sich die Wand mittels eines Schlüssels nach beiden Seiten, und ein Bild, in feinen Linien aufgeführt, enthüllte sich.

„Punkte und Linien,“ sagte der Meister, „sind es, die du hier erblickst. Daß in ihnen die Richtungen und Bewegungen, das Zusammen- und Auseinanderstreben, vermöge dessen das Uhrwerk seine Thätigkeit hat, angedeutet sind, wird dir sogleich klar geworden sein. Du erkennst, hoffe ich, in dem Bilde die Formen der Uhr wieder; nur daß, was an ihr groß ist und Raum einnimmt, hier zu körperlosen Linien verflüchtigt ist. Die Linien gehn durch alle Glieder des Uhrenkörpers, wie Nervenfasern des Fühlens und Wissens. Es sind metallische Ader, die, wenn die Uhr zum Stehen kommt, sich verdichten und erhärten, die aber im Fluß beharren, solange alles miteinander wirkt. Ist das Unglück eingetreten, daß die Uhr zum Stehen gekommen ist, so behalten diese Lebenskräfte ihre Flüssigkeit und Wärme noch die halbe Zeit eines Monats hindurch. Kommt während dieser Zeit der wissende Meister und bringt Hilfe, so ist Wiedererweckung möglich. Eben das Glied, das aus seiner Schlußlage in die Anfangsverbindung gerückt werden muß, muß gleicher Zeit mit dem wiederbelebenden Mittel der metal-

lischen Ader, die in ihm fließt, getränkt werden. Aus drei Kräften ist es gemischt: aus dem Strom des Sonnenlichts, aus der Dauerhaftigkeit der Mondanziehung und aus dem Rundtanz der Sterne. Ich habe so viel von diesem Mittel jeder Zeit bereit gehalten, wie zur Ausführung des Werks erforderlich ist. Hier in diesem Fläschchen zur Seite des Rahmens befindet es sich.“

Der Meister hatte die Worte schwach und langsam, allmählig mit merkbaren Unterbrechungen, fast stockend gesprochen. Jetzt wurde sein Angesicht bleicher, der Blick seines Auges verklärter. Indem er seine Rede unterbrach, trat er einige Schritte zurück und sank, wie in gänzlicher Erschöpfung, auf den Sessel nieder.

Gottfried, dessen Seele in äußerster Spannung an den Worten gehangen hatte, wurde von einer namenlosen Angst ergriffen. Sein Bewußtsein darüber, daß der Augenblick, in dem die Uhr stehen bleibe, vielleicht ganz nahe gekommen, vielleicht schon da sei, kämpfte mit dem Wunsch, daß ihm nichts von dem verloren ginge, was der Meister ihm zu sagen habe.

„Es ist zu spät,“ sagte dieser nach kurzem Verweilen, „die Flamme des Lebens in mir erlischt. Ich fühle es wie eine Stockung, die vom Himmel her durch die Luft bis in mein Inneres dringt. Du beginnst, mein Sohn, das Tagewerk deines Lebens mit dem Schwersten, das dir aufgegeben wird. Denn in diesem Augenblick — meine Seele schaut es — ruhen die Schwingungen — —“

Seine Lippen bewegten sich noch matt; aber ein Klang drang nicht mehr hervor. Die Seele hauchte ins Reich des Ewigen hinüber. Es geschah in demselben Augenblick, in dem die Uhr stehen blieb.

Noch hatte Niemand den Stillstand der Zeiger auf dem Zifferblatt bemerkt, noch Niemand den Schlag der Uhr vermisst. Aber schon ging es geheimnißvoll wie ein Geist der Unordnung und Verwirrung durch das ganze Land. Und im Mittelpunkt des Reichs, im Zimmer des Königs, war der Anfang damit geschehen.

Der König hatte seinen Anzug soeben für die Morgenstube zum Frühstück eingerichtet, da meldete der Oberst des Marstalles, daß das Pferd zum Abreiten der Regimentsfront gefattet dastehe. Der König erwartete vom Reichspostamt die Meldungen, die aus den Provinzen eingegangen seien; aber die Posten waren nicht angekommen. Der König ließ einen seiner Geheimen Rätthe zum Vortrag kommen; aber statt seiner kam die Gemahlin desselben und

trug ihm ein Anliegen wegen einer ihrer armen Nichten vor.

Auch im Nebenzimmer, wo die Königin weilte, hatten sich ungewöhnliche Dinge zugetragen. Da war die zweite Hofdame vor der ersten eingetreten. Die Krone wurde der Königin aufs Haupt gesetzt, als die Flechten ihres Haares noch nicht gestrahlt waren. Der Wagen, der die Königin zur Besichtigung einer Volksschule führen sollte, hielt vor der großen Eingangsthür des Rathhauses. Der Königin wurde ganz schwindlig.

Je weiter vom königlichen Palaste, desto sonderbarer waren die Verwechslungen. Zum Unterrichtsminister kamen Männer aus einer der Binnenprovinzen, um ihm zu danken, daß er den Bau eines Kanals durch ihr Gebiet bewilligt habe. Der Kriegsminister wollte nichts von den Dingen, die sich bei den Schwadronen und Bataillonen ereignet hatte, wissen; er fragte, ob S~~änger~~ und Schauspieler angekommen seien. ~~X X~~

Nicht überall blieb es bei solchen harmlosen Unordnungen. An einigen Orten gab es gewaltfame Ausbrüche. Diener wollten Herren sein, Kräftige und Gesunde liefen von der Arbeit hinweg; Unerfahrene und Ungelehrte erhoben sich mit dreisten Reden über die Besonnenen und Vorsichtigen.

Und kaum einen Augenblick lang hatten diejenigen, die von solchen Verwirrungen betroffen wurden, davon gewußt. Gleich darauf hielt man diese neuen Zustände für unabänderlich, für nothwendig und vernünftig. Man eiferte in Unverstand gegeneinander, nicht um die Einrichtungen der früheren Zeit wieder herzustellen, sondern — wie vergessen war alles Vergangene, man rief seine Kräfte in der Verfolgung sinn- und haltloser Ziele auf. Das Bewußtsein der Ordnung und Weisheit war abhanden gekommen.

An die Uhr dachte dabei Niemand, — Niemand außer Gottfried, der unterdessen vor dem Sessel, auf dem sein Meister gestorben war, niederknieend, im Anblick des Todes das Gelübde gesprochen hatte, ihm ein treuer Nachfolger zu sein. Er hob seine Hände zu Stirn und Augen des geliebten, ehrwürdigen Hauptes, schloß die Lider und drückte einen Kuß auf jedes derselben. Dann erhob er sich, überschaute noch einmal mit langem prüfendem Blick die Linien des Bildes, das ihm soeben gezeigt und erklärt war, nahm das geheimnißvolle Krystallfläschchen aus seiner Kapsel und schloß auf beiden Seiten die Wände, die das Geheimniß bargen. Dann rief er die Arbeiter der Werkstatt und die sonstigen Angehörigen des Hauses.

Er übergab ihnen die Leiche zur Pflege und Wache.

Stillen, unbeachteten Ganges schritt er darauf über die Straßen der Stadt zum Königsschlosse. Er gewahrte rechts und links viel ungehörige und unsaubere, kaum denkbare Dinge. „Herr, stärke mich und führe meinen Arm, daß das Werk gelinge!“ Dies war das stille Gebet, das aus seinem Herzen emporstieg. Ihn jammerte des Volkes, das die Nischenschnur von oben verloren hatte.

Lang war der Weg, viel der Stufen bis zum obersten Thurmgemach. Nach allen Seiten prüfte Gottfried dort das ruhende Werk. Vorsichtig überlegte er, wie die beiden Berrichtungen, die gleichzeitig vollzogen werden sollten, das Umlegen des Hebels und das Tränken seiner metallischen Ader mit dem wiederbelebenden Mittel sicher vor sich gehen könnten.

Die Sonne war nahe am Untergehn, als Gottfried genügende Vorkehrungen getroffen zu haben und sich in der Ausführung des Werkes sicher glaubte. Mit gefaßtem Sinne that er den Griff und vollbrachte mit geschickter Hand unmittelbar darauf die Tränkung und Umlegung. Einen Augenblick darauf umfauste ihn wieder der Himmelsklang der Uhrenglocke.

„Was war uns?“ sprachen die Leute im Volk, wie beschämt zu einander, als ihnen mit demselben Augenblick der Verstand und der klare Blick in alle Dinge zurückgegeben war.

Der König aber, der an den Wirrnissen dieses einen Tages gesehn und an sich selbst erfahren hatte, welche große Wichtigkeit in der Uhr liege, ließ, nachdem er den Verlauf der Dinge im Hause des Uhrenmeisters erfahren hatte, Gottfried zu sich kommen, lobte ihn seines treuen klugen Benehmens wegen und verlieh ihm die goldne Kette des Reichsuhrenmeisters, die nach Traugotts Tode ihres Trägers verlustig gegangen war.

Als Gottfried des Abends in das Haus zurückkehrte, das ihm nun gehörte, war sein Erstes, daß er an Meister Konrad in seinem Heimathsdorfe einen Brief schrieb, — einen langen Brief mit vielen glücklichen Herzensergießungen. „Als ich der Schweinjunge bei Euch war,“ so hieß es unter anderm in diesem Briefe, „da träumte ich, wie Sonne, Mond und Sterne über uns und um uns hergehn; jetzt aber sehe ich es mit Augen und weiß es in meinem Herzen.“

Und am Schluß desselben Briefe hieß es: „Meister Konrad, Ihr seid nun alt geworden, und wer weiß, wie es Euch auf Eurem Altensitz im Dorfe

gefällt. Ihr habt mir aber so viel Liebe im Leben erwiesen, daß ich sicher glaube, Ihr werdet auch die Bitte, die mir jetzt auf dem Herzen liegt, erfüllen. Der diesen Brief Euch überbringt, ist der erste Arbeiter in meiner Werkstätte und mir besonders befreundet. Ich habe ihn in meinem Wagen zu Euch geschickt, damit er Euch zeige, wie leicht meine Bitte erfüllbar ist, — die, daß Ihr zu mir kommt und die Alterstage Eures Lebens bei mir zubringt.“

Da schaute der alte Konrad zum kleinen Fenster hinaus. Es war gerade solch ein Wagen, wie der, in welchem Gottfried vor Jahren seinen Augen entchwunden war.

„Gott hat ihn mir bewahrt, den guten Jungen,“ sagte der alte Konrad mit einer Thräne im Auge; „ja, ich fahre hin! Nun laßt die Pferde nur tüchtig zulaufen!“

## Die Käferwage.

Von Johannes Trojan.



ollten Käferlein sich wiegen lassen,  
Um zu wissen es, wie schwer sie  
wären,  
Gingen hin, besprachens mit der  
Spinne;

Diese wußte Rath und unterwies sie.

Machten einige sich auf und holten  
Hink herbei zwei kleine Rosenblätter,  
Ganz hellrothe von der Heckenrose,  
Trefflich als Wagschalen zu gebrauchen.  
Andre schnitten einen Wagebalken  
Aus dem Waldgrashalme, welcher glänzend  
Braun polirt ist, eine Nispe tragend  
Mit gewundenen polirten Stielchen.  
Andre wieder sorgten für Gewichte:  
Holten von dem Mohn her eine Menge  
Samenkörner, passend zu Gewichten.

An den Wagebalken hing die Spinne  
Drauf die beiden rosenrothen Schalen  
Mit dem guten, selbstgedrehten Tauwerk.  
Doch den Wagebalken in der Mitte  
Machte fest sie ganz geschickt und richtig

An dem Klöppel einer Glockenblume,  
Einer großen, frischerblühten, blauen.

Fertig war die Wage; nun ans Wiegen  
Konnt' es gehn und ging es auch mit Eile.  
In die eine von den Schalen setzten  
Sich die Käfer, einer nach dem andern;  
Unterdessen warfen in die zweite  
Korn um Korn die übrigen, mit Werfen  
Schnell aufhörend, wenn einstand die Wage.  
Was heraus sich stellte, war erstaunlich:  
Fünfundsiebzig Körner wog ein Käfer,  
Einer sechzig, zweiunddreißig einer,  
Zwanzig wogen mehrere von ihnen;  
Aber einer, welcher kaum zu sehn war,  
Wog, der kleinste, nur ein einzig Mohnkorn.

Viel gelacht ward und gescherzt beim Wiegen,  
Das kein Feind, kein böser Zufall störte —  
Und zum Glück auch war es völlig windstill.  
Als ein jeder, was er wog, erfahren,  
Mancher wundernd sich, der Spinne dankten  
Höflich sie und flogen auseinander.

## Sprüche von Friedrich Güll.

O hohe Muse, du des Sprachgeists Priesterin,  
Du offenbarest mir der Worte tiefsten Sinn;  
Weih' du mir Herz und Haupt mit deines Odems Segen,  
Und lehr' Gefühl und Geist in jedes Wort mich legen.

O, laß die Todten ruhn, sie haben ausgefochten  
Den schweren Kampf, in den du heute noch verflochten.  
Sei wacker und sei tren, und laß nur dich nicht ruhn,  
Und was sie nicht gethan, das ringe du zu thun.

Soeben, als wir die letzte Hand an dieses Heft legen wollen, trifft uns die tiefstschmerzliche Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden **Friedrich Gülls**, unsres treuen, Mitarbeiters und edlen Freundes, des Vaters unserer modernen Kinderlyrik, des trefflichen Lehrers, des herrlichen Menschen, den Jeder liebte, der ihn kannte. Wir denken seines Lebens und Wirkens in eingehender Weise in unsrem nächsten Heft. In Schmerz und Trauer

der Herausgeber.



## Schweizer Sagen.

Erzählt von

Adolf Frey.

Original-Zeichnung von

Wold. Friedrich.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Nixe von Zug.

In einer Nacht des Jahres 1435 versanken plötzlich lautlos zwei Straßen der Stadt Zug in den See, ohne daß die übrigen Bewohner von dem Vorfall das Geringste ahnten. Die Gelehrten sagten, das Wasser habe den Grund, auf welchem die Häuser standen, unterwühlt und so sei der Boden in die Tiefe gewichen. Allein die Sage, die besser weiß, welche Bewandniß es mit diesem Ereigniß gehabt hat und welches Loos den Versunkenen zu Theil geworden ist, berichtet Folgendes.

An einem Frühlingsabend, da die Ufer herrlich blühten und grüntem, fuhr der Sohn des Zuger Rathschreibers in einem Kahn über den menschenleeren See, als sich plötzlich die Fluthen vor ihm theilten und ein Wasserfräulein von wunderbarer Schönheit emportauchte. Schon lange hatte sie zu dem Jüngling geheime Liebe im Herzen getragen und eine Gelegenheit gesucht, in seine Nähe zu gelangen. Wie sie sich nun im Glanze der untergehenden Sonne vor ihm aus den abendrothen Wassern erhob, da entbrannte auch er in großer Sehnsucht nach dem schönen Wesen, und von diesem Tage an ruderte er, so oft es ihm möglich war, auf die nächtlichen Fluthen hinaus, um bei der schönen Nixe frohe und glückliche Stunden zu verbringen, bis sie eines Abends mit weinenden Augen erschien und sprach: „Es ist heute das letzte Mal, daß du mich siehst. Mein Vater, dessen Herrschaft die Tiefen dieses Sees unterthan sind, hat mein häufiges Fernsein bemerkt, und da er mit heftigen Worten in mich drang, habe ich ihm gestanden, wie gut ich dir bin. In großem Zorn hat er mir darauf das Zusammensein mit dir auf ewige Zeiten verboten, es sei denn, daß du in der Tiefe als mein ehelicher Gemahl leben willst.“ Der Jüngling gerieth über diese Kunde in

schmerzliche Betrübniß und jagte seufzend: „Aber wie kann das geschehen? Das Wasser ist ja nicht mein Element, und du forderst also meinen Tod?“ „Mit nichten,“ erklang die tröstende Antwort der schönen Nixe, und dabei zog sie ein krystallenes Fläschchen aus ihrem schneeweißen Gewande; „trinke von dieser Flüssigkeit und du wirst dich im Wasser nicht minder wohl befinden als ein Fisch.“

Nur seiner heißen Liebe bewußt schlürfte der Jüngling gläubig den dargebotenen Trank und eilte mit der Nixe hinunter in die Fluthen, der Seinigen und der Oberwelt vergessend, um drunten in den glänzenden Krystallpalästen des grauen Seekönigs an der Seite seiner schönen und geliebten Gattin ein freudevolles und herrliches Leben zu führen; aber nach einiger Zeit ergriff ihn allmählig ein geheimes Sehnen nach dem Lichte der Höhen. Wenn er oft, an schlanken Pfeiler des Palastes gelehnt, emporblickte und das Gestade des Sees in dämmerhaftem Scheine winten sah, dann schlich sich ein schmerzliches und unbezwingbares Heimweh in sein Herz: er gedachte seiner Eltern, Geschwister und Freunde und erinnerte sich der im Sonnen glanze schimmernden Berghäupter und der üppig grünen Thalgründe, und das Bild der vertrauten Gassen der Heimathstadt wollte nicht von seinem Geiste weichen. Die Freuden der Alpfahrt, der Hochzeiten und Tänze schwebten vor seiner Seele und vor allem ersaßte ihn ein geheimes Grauen beim Gedanken, wie lange er der geheiligten Stätte ferne geblieben, zu der ihn einst Glockenschall und Orgelklang mit eindringlicher Stimme gerufen.

Die Nixe bemerkte die tiefe Traurigkeit ihres Gemahls und ruhte nicht, bis sie ihm in einer stillen Stunde das Geheimniß entlockt hatte, worauf sie beschloß, die Wünsche und das Sehnen des geliebten Mannes nach Kräften zu erfüllen. Sie begab sich nächtlich in die Stadt hinauf und verwandelte alles Wasser in den Häusern der beiden Gassen in

die wunderbare Flüssigkeit, welche den Menschen die Gabe verleiht, auch unter den Fluthen leben zu können; in der folgenden Nacht aber ließ sie jene Gassen plötzlich in den See versinken. Keiner der Versunkenen ertrank und ihre Häuser kamen unverfehrt auf den Grund des Sees zu stehen, wo nun der Sohn des Rathschreibers mit seinen Angehörigen und Freunden vereint war, so daß sich seine Sehnsucht gänzlich verlor und er nie wieder nach der Oberwelt zurückzukehren begehrte.

Wer scharfe Augen hat, kann bei klarem Himmel

nicht nur die Giebel der verschwundenen Häuser in den Tiefen erkennen, sondern auf den Straßen drunten auch das geschäftige Handeln und Wandeln der alterthümlich gekleideten Menschen. Oft hört man ein wunderbares Gewebe von Glockenklingen der versunkenen Kirche, die sich mit sanftschwellenden Orgeltönen vermischen, über die Wellen emporbringen. Die Fischer, die das heimliche Klingen vernehmen, ziehen die Ruder aus der Fluth und sprechen ein andächtiges Gebet.

V.

Der Freiherr von Weisenburg.



Freiherr Hans von Weisenburg im bernischen Simmenthal hatte vor seinem Tode den Armen des Thales hundert weiße Kühe und eine große Allmend (Gemeindeweide) vermacht, auf welcher vierzehnhundert Kühe Platz und Weidgang fanden. Als nun nach dem Ableben des mildthätigen Stifters dieses Testament in Ausführung gebracht werden sollte, drängten sich viele Wohlhabende und Reiche herzu mit der Behauptung arm zu sein, und so geschah es, daß ihnen der größte Theil des Erbes in die Hand kam, den eigentlich Bedürftigen aber nur wenig zufiel.

Dieses Unrecht ließ den guten Freiherrn von Weisenburg im Grabe keine Ruhe finden, und seit

jener Zeit geht sein Geist oft bei Nacht und zuweilen bei Tag auf der geschenkten Allmend umher. Die Hirten kennen ihn wohl an dem breiten, in die Stirn heruntergezogenen Hut, an dem schwarzen Mantel und der Ledertasche, die er an der linken Hüfte trägt und aus der er dem Vieh Salz zu lecken giebt. Lecken die Kühe der Reichen, so mageru sie ab und verfallen in Krankheit; lecken jedoch die Kinder der Armen, so werden sie fett und bleiben von jeder Seuche verschont.

Auf diese Weise gleicht der Freiherr bis auf den heutigen Tag, wie die Hirten erzählen, das durch Verletzung seines letzten Willens begangene Unrecht in eigener Person aus und bestraft die Habgucht der hartherzigen Reichen.

VI.

Die Gabe der Geisterfennen.



Als einst nach Ende des Sommers Hirt und Herde ab einer Urner Alpe zu Thal gefahren war, zeigte es sich, daß man einen Melstuhl vergessen hatte, und da es, wie der Aelplerglaube berichtet, demjenigen schlimm ergeht, der die im Herbst verlassene Alphütte vor dem Frühling wieder betritt, so wollte keiner der Sennen das Geräth holen, so daß sich einer der Hirtenbuben gezwungen fand den schlimmen Gang zu thun. Es ging schon gegen Mitternacht, als er die stille Alp erreichte. Er trat in die verlassene Hütte, erschrak aber nicht wenig, als er drei große Sennen um die Feuergrube und einen derselben auf jenem Melstuhl sitzen sah, den er holen sollte. Die unheimlichen Gesellen hatten den Käsefessel über hellloderndes Feuer gehängt und bereiteten Käse, und eifer frug den zagenden Ankömmling,

ob er mit ihnen Käsmilch trinken wolle. In der Meinung, er dürfe das Angebotene nicht ausschlagen, sagte er ja, konnte sich aber eines geheimen Grauens nicht erwehren, zumal er bemerkte, wie beim Abschöpfen der brodelnden Flüssigkeit dreierlei Käsmilch in die Gefäße gegossen wurde, nämlich rothe, weiße und schwarze. Er saß zitternd da, bis sich einer der Geisterfennen mit den Worten an ihn wandte: „Von welcher willst du?“ „Von der weißen,“ sagte er und erhielt das Verlangte. Wie er nun die Schüssel an den Mund setzte, ließ er die Augen forschend über den Rand des Gefäßes gleiten und betrachtete die seltsamen Leute, indem er langsam Schluck um Schluck hinunterchlürfte. Sie trugen gewöhnliche Sennentracht, waren aber von gewaltiger Größe, und aus ihren bleichen Gesichtern blühten dunkle und unstätige Augen.

Als er getrunken, frug ihn einer der drei: „Du wunderst dich über die verschiedenfarbige Käsmilch? Merke dir: die rothe bedeutet die während des Sommers unnütz verbrauchte und verdorbene Milch, die schwarze zeigt an, daß auf der Alp von euch häufig geslucht worden ist, und die weiße, daß ihr mit den Kühen richtig umgegangen seid und euer Geschäft gut betrieben habt. Da du,“ fuhr er fort, „ein braver und gottesfürchtiger Gesell bist und nicht ohne Noth diese Hütte wieder betreten hast, so lassen wir dir die Wahl; was willst du lieber von den drei Künsten: schön singen, schön jauchzen, oder trefflich die Pseife blasen?“ Der Junge begehrte das letzte, worauf der Senne sagte: „Es sei, nun aber geh' und leg' dich ins Heu!“

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der junge Senne erwachte, und er mußte sich besinnen, ob er so wunderbar geträumt oder die Sennen wirklich gesehen habe, zumal er von dem nächtlichen Geschirr und Santiren keine Spur mehr wahrnahm. Dann stieg er mit dem Melkstuhl fröhlich ins Thal, wo die Melpler zu seiner Erzählung ernsthaft die Köpfe schüttelten und sich bekreuzten. Er aber verstand

von Stund' an einer einfachen Holzpseife so wunderbare Töne zu entlocken, wie sie noch Niemand gehört hatte, so daß die Leute von fern und nah herbeieilten, um die seltsamen Melodien zu hören; und noch heute erzählt die Sage, wie ergreifend es zu lauschen gewesen sei, wenn er sich Nachts vor die Sennhütte gesetzt und die süßen Klänge unter dem sternklaren Himmel habe dahinziehen lassen.



(Fortsetzung folgt.)

## Im Centoburger Walde.

Von

Adolf Frey.

Original-Zeichnung von Friedrich Preller.



emmt mit mir den Wanderschnitt  
Unter diesen grünen Kronen,  
Wo ein reger Hauch erfrischt  
Und die kühlen Schatten wohnen;  
Hohe Kunde grüßt euch hier  
Von dem Fall der Legionen.

Uneins krankte Deutschlands Kraft,  
Und mit sieggewohntem Heere  
Drohte Rom den Untergang:  
Vor dem kampfsgeübten Speere  
Schien zu sinken jeder Arm  
Von den Alpen bis zum Meere.

Doch in diesem Waldesthal  
Haben Schild und Schwert erklingen,  
Hier hat der Cherusker Volk

Wüthend mit dem Feind gerungen,  
Bis vereinte Kraft und List  
Die verhasste Macht bezwungen.

Aus dem ew'gen Schlummer weckt  
Iene Helden keine Klage,  
Doch es tragen ihren Ruhm  
Zu die allerfernsten Tage  
Zu der Enkel frohem Ohr  
Kühnes Lied und stolze Sage.

Seid bei ihrem Klang gedenk,  
Welchem Stamme ihr entsprossen!  
Denkt, für welches theure Gut  
Eurer Ahnen Blut gestossen!  
So nur seid ihr alle Zeit  
Ihre würdigen Genossen.



Am Teutoburger Wald. Original-Zeichnung von Friedrich Preller.

## Mosis Gebet.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld.

**D**u hast gesiegt, o Herr! die Feinde flohn!  
Du warst mit uns in unserm Schlachtenringen.  
Lass' mich, o Ew'ger, nun vor Deinen Thron  
Die Dankgebete meines Volkes bringen.

Hier, wo vor der geblendet trunkenen Seele  
Mein neues Reich aufsteht aus blauen Tiefen,  
Mit seinen Hügeln, die von Wein und Oele,  
Und Fluren, die von Milch und Honig triefen;



Hier lass' mich sterben! Meine Augen sahn,  
Weit über dieses Landes blaue Grenzen,  
Der ganzen Menschheit ew'ges Kanaan  
Herüber durch das Meer der Zukunft glänzen.

Hier, wo der Opferr Rauch der Dankaltäre,  
Des Volkes Dankgesänge mich umfluthen,  
Hier lass' mich sterben — wie dort in die Meere  
Die Sonne sinkt in ihren schönsten Gluthen.



## Nal und Damayanti.

Ein indisches Märchen nach Friedr. Rückert's Uebersetzung, frei bearbeitet

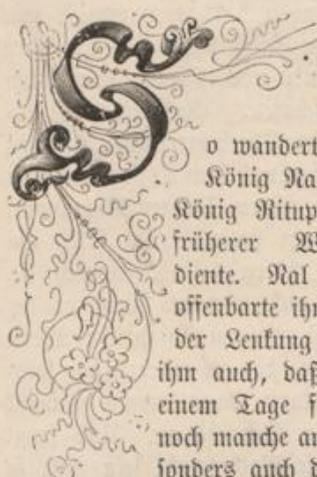
von

einer indischen Missionärsfrau.

Original-Zeichnungen von Eugen Skimsh.

(Schluß.)

### Fünftes Kapitel.



o wanderte denn der verwandelte König Nal ins Land Njodia zum König Nitupern, bei dem auch sein früherer Wagenlenker Warschneja diente. Nal trat vor den König und offenbarte ihm seine Geschicklichkeit in der Lenkung der Pferde; er sagte ihm auch, daß er hundert Meilen an einem Tage fahren könnte, und daß noch manche andere nützliche Kunst, besonders auch die der Speisenerbereitung, ihm zu Gebote stände. Voll Freude hörte ihn der König an und bot ihm Sold und Ehren für seine Dienste. So wohnte nun Nal im Lande Njodia, unbekannt, getrennt von Reich und Gattin als Verbannter. Allabendlich aber, wenn er die Kasse gefüttert, sang Nal in einsamen Stalle mit betrübter Stimme diesen Vers:

Wo wird die Fromme, Müde nun  
Im Hunger und im Kummer ruhn,  
An ihren Gatten denkend,  
Im Schmerz die Augenlider senkend?

Da fragte ihn eines Tages Warschneja, der noch wachte: „Wer ist denn die, um welche du so unaufhörlich klagest?“ Aber Nal gab ihm eine ausweichende Antwort und blieb auch fernerhin unerkannt und allein mit seinem Kummer.

Bima aber, Damayantis Vater, hatte Brahmanen nach allen Weltenden ausgesandt, um seine Tochter und deren Gemahl aufzusuchen. Und wer sie fände, dem hatte er tausend Rinder versprochen und eine fruchtbare Strecke Landes; ja, wer auch nur Kunde von ihnen brächte, der sollte mit tausend Rindern dafür belohnt werden. Da geschah es, daß einer unter ihnen, Namens Indewa, in die Tschedi-Stadt kam, als gerade im Königspalaste ein Fest gefeiert wurde. Da sah er Damayanti. Sie stand neben der geschmückten Junande im Trauergewande, neben der Jungfrau die des Gatten Verbannte, wie neben dem Licht der Schatten, vor Gram die hohe Gestalt gebeugt, die sonnengleichen Augen von Thränenthau umflort, schmucklos, die der Schmutz

aller Frauen war, der Sonne gleich, die ihren Schein verloren. Aber Indewa erkannte sie dennoch und hocherfreut zu ihr tretend, die mitten in der frohen Schaar einsam mit ihren Schmerzgedanken war, sprach er: „Damayanti, ich bin Indewa, der Freund deiner Brüder. Dein Vater Bima hat mich ausgesandt, dich zu suchen und zu ihm zu führen. Deine Eltern, dein Kinderpaar, deine Verwandten trauern um dich; wohl mir, daß ich dich gefunden!“ Da erschloß sich ihr betrübtes Herz der Freude und weinend fragte sie nach ihren Kindern, nach ihren Eltern und Brüdern. Junande aber, als sie die geliebte Gefährtin weinen sah, eilte zur Mutter und sagte es ihr an. Diese aber begab sich sogleich zu den beiden, und Indewa zu sich rufend sprach sie zu ihm: „Kennst du die einsame Fremde, dann fordere ich dich auf, mir wahrheitsgetreu zu berichten, wer sie sei, wessen Kind, wessen Weib und durch welches Geschick sie getrennt wurde von ihren Lieben.“ Gern erfüllte Indewa, also aufgefordert, das Begehren der Königin. Nachdem er berichtet, sagte er: „Es giebt Niemand, der ihr gleiche, sie trägt einen goldenen Stern auf ihrer Stirn, den hat der Allvater Brahma ihr mitgegeben, uns aber, seinen Kindern, den Brahmanen, hat er das Zeichen sichtbar gemacht. Ich sah es von fern leuchten und erkannte sie daran.“ Da trat Junande staunend heran und leise strich sie Damayanti die Locken und den Schleier zurück, und siehe, da erblickte auch sie den Stern auf Damayantis Stirn, und Junande umschlang sie und weinte an ihrem Halse. Auch die Königin umarmte sie liebend und sprach: „Du bist das Kind meiner Schwester, so habe ich dich endlich erkannt. Deine Mutter und ich wurden zugleich vermählt, sie dem Bima und ich dem Wirawahn; als Kindlein habe ich dich gesehen in unsres Vaters Hause. Bleibe nun bei uns als Junandes Schwester, und unser Reich sei das deine.“ Aber Damayanti sprach: „Als Unbekannte habe ich, gehütet und geschirmt von deiner Liebe, in Zufriedenheit hier gelebt; ich wollte nicht heimkehren als Verlassne. Jetzt aber entlaß mich o Fürstin, denn tief rührt mich die Sorge und Trauer der Meinigen

um mich, und meine Kinder weinen nach ihrer Mutter.“ Die Königin gab ihren Bitten nach und ließ einen Wagen zurüsten für Damayantis Reise. Diese aber, nachdem sie liebeichen Abschied genommen, fuhr wohlgeleitet davon und erreichte glücklich das Ziel ihrer Reise. Da war die Freude groß an Bimas Hofe, und Damayanti sah ihre Eltern, ihre Brüder, ihre Kindlein wieder, und frohen Herzens brachte sie den Göttern Dankopfer und beschenkte die Brahmanen. Indewa aber erhielt von Bima die tausend Rinder und die Strecke fruchtbaren Landes. Das Glück, die Tochter wiedergefunden zu haben, war so groß, daß Bima darüber des Nal vergaß. Damayanti aber, obgleich sie Eltern und Kinder wiedergefunden, trauerte doch wie sonst um Nal, und sie sprach zu ihrer Mutter: „Wenn ich nicht vor Schmerz und Sehnsucht vergehen soll, o Mutter, so laß mir Nal meinen Gatten auffuchen!“

Da wurden aufs neue die Brahmanen aufgefordert alle Länder zu durchforschen, um Nal aufzufinden. Damayanti aber prägte ihnen ein Lied ein, das sollten sie all überall ertönen lassen: auf Gassen und Bazaren, im Freien und in den Häusern, wo immer sie Menschen anträfen, und dies Lied enthielt die Geschichte ihres Leides. Darauf machten sich die Brahmanen wieder auf, um Damayantis Schmerzenslied all überall ertönen zu lassen. Sie zogen durch Städte und Dörfer, durch Thäler und Wälder, durch volkreiche Plätze und einsame Niederlassungen und überall sangen sie Damayantis Lied.

Und nach vielen Wochen kam einer der ausgesetzten Brahmanen, Barnod, zurück nach Widarba und theilte Damayanti folgendes mit: „Wie du befehlst, o Königin, habe ich gethan. Ich kam nach Njodia, wo der König Ritupern herrscht, und sang vor ihm dein Schmerzenslied, aber weder er noch einer seiner Edlen haben mir etwas darauf erwidert. Doch draußen im Hofe traf ich einen Dienstmann Wahuka, der waltet des königlichen Stalles, ein unschöner, kurzarmiger Mann, aber sehr geschickt in seinem Dienst. Der, als er mein Lied vernommen, seufzte und sprach mit vor Thränen ersticker Stimme:

Auch ins Elend gegangen  
Und von Mülhsal umfassen —  
Von dem Gatten verlassen  
Wird ein Groll sie nicht lassen;  
Den Leib mit Demuth und Vertrauen  
Tragen gewappnet edle Fraun.  
Einem betrübten Thoren,  
Der sein Liebstes verloren,  
Der verlassen ihr Angesicht,  
Zürnen wird sie ihm deshalb nicht.

Als ich diese Worte vernommen, erkundigte ich mich, wer und woher dieser Mann wäre. Was ich erfahren, habe ich dir mitgetheilt, urtheile nun selbst, o Fürstin, ob dir meine Botschaft etwas nütze.“ Damayanti zerfloß in Thränen, als sie diese Kunde vernahm, und zur Mutter eilend sprach sie: „Ich habe eine Spur von Nal entdeckt, nun erweise mir die Liebe und laß den Brahmanen Indewa, der mich hierher geführt hat, nach Njodia eilen, um mir meinen Gatten zu holen.“ Und eine List ersinnend trug sie dem schnell herbeigerufenen Indewa auf, nach Njodia zu ziehen und dem König Ritupern mitzutheilen, daß Bima seiner Tochter Damayanti abermals eine Gattenwahl halte. „Du sollst ihn dies aber wie zufällig hören lassen,“ sprach sie, „nicht als wäre es dir aufgetragen. Wenn er bedauert, daß er es so spät erfahren, so sprich: Wenn du einen Rosselenter hast, der an einem Tage hundert Meilen weit fahren kann, dann kommst du wohl noch zur rechten Zeit in Widarba an. Und fragt er, an welchem Tage die Gattenwahl sein soll, so sprich: morgen. Und forscht er, woher du es wissest, so sage: aus Damayantis eigenem Munde.“

#### Sechstes Kapitel.

Indewa that, wie ihm befohlen. Nach Njodia gelangt, brachte er dem König Ritupern die Kunde von Damayantis nahe bevorstehender zweiter Gattenwahl, ihn zur schnellen Fahrt nach Widarba ermunternd. Da sprang Ritupern auf von seinem Sitz und laut nach Wahuka rufend sprach er zu ihm: „Ich will nach Widarba gehen zu Damayantis Gattenwahl, ich muß an einem Tage hingelangen, denn morgen schon findet sie statt. Zeige mir nun deine Kunst und bringe mich an einem Tage die hundert Meilen weit hin an Bimas Hof.“ Als Nal diese Worte hörte, erschraf er heftig, und erwog in seinem Innern, ob es vielleicht eine List sei, die Damayanti erfonnen, oder ob sie ihn wirklich vergessen und aufgegeben, und zu einer andern Wahl schritte. Und um sich durch den Augenschein von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen, beschloß er nach Widarba zu gehen und für sich selbst Gewißheit zu erlangen. Zu Ritupern aber sprach er unterwürfig: „Ich gehorche deinem Wort, o Herr; zweifle nicht, ich bringe dich an einem Tage dorthin.“ Hoherfreut eilte der König darauf mit Wahuka in den Marstall die besten Rosse auszusuchen, und sie schnell vor den Wagen spannend trieb er den König zum Einsteigen an. Auch Warichneja stieg auf Wahukas Bitte mit auf, Nal aber schwang sich auf den Sitz, ergriff die Bügel und feuerte die Rosse

an. Und wie geflügelt jagten sie durch die Luft, also daß selbst Nal darob erstaunte. Nitupern schaute in stummer Bewunderung auf solche Rosszügeln, Warschneja aber sprach bei sich selbst: So kann nur Nal fahren; ist er es oder ist es ein verkleideter Gott?

Und zweifelnd überlegte er hin und her, während der rastlos schütternde Wagen unaufhaltsam dahinrollte. Und es geschah, daß Nitupern sein Obergewand aus dem Wagen fallen ließ, und er bat Wahuka anzuhalten, damit Warschneja es ihm

so lange die Zügel halten, ich muß Blätter und Früchte zählen." Nitupern wollte jedoch keinen Aufenthalt gestatten und mahnte zum Weiterfahren, Nal aber, dem so viel daran lag, gerade diese Kunst zu erfassen, redete dem König zu, mit Warschneja die Reise fortzusetzen, ihn selbst aber hierzulassen, bis er sich von der Wahrheit des Gehörten überzeugt habe. Doch davon wollte Nitupern nichts wissen: „Kein Anderer als du selbst kann mich noch heute nach Widarba bringen," sprach er, „zögere nicht länger, und erblicken wir noch heute vor Sonnen-



wieder hole. Nal aber sprach: „Dein Mantelliegt schon eine Meile hinter uns, den kannst du nicht mehr zurückerhalten.“ Und weiter flogen die Rösser. Da sah König Nitupern von ungefähr einen schönen dichtbelaubten Baum am Wege stehen und er sprach zu Wahuka: „Nun laß dir auch von meiner Kunst erzählen. Siehst du jenen Baum, mit Blättern und Früchten reich beladen? Ich kann sie bei einmaligem Hinschaun zählen. Zur Erde gefallen sind 202 Blätter und 102 Früchte; und 5 Millionen Blätter und 1093 Früchte sind noch auf dem Baume.“ Da hielt Nal staunend den Wagen an und sprach: „O Herr, das ist mir unbegreiflich, laß mich selber zählen, damit ich sehe, ob du wahr geredet. Laß Warschneja

untergang Widarba, dann darfst du mich bitten um was du willst, ich will es dir gewähren.“ Wahuka aber wollte von dem Baum nicht weichen. „So zähle geschwind," sprach endlich der König unwillig, „zähle einen Ast; 7 Aeste sind es, und auf jedem gleich viel Früchte.“ Da sprang Nal vom Wagen und zählte Ast um Ast alle Früchte des Baumes. Staunend sprach er darauf zum König: „Es sind wahrlich der Früchte so viele wie du gesagt hast, nun will ich auch die Blätter zählen.“ „Nein," rief Nitupern, „laß dir an diesem Beweise meiner Kunst genügen, zaudere nicht länger, laß uns weiter eilen.“ Doch Nal voll Verlangen, das Geheimniß dieser Kunst zu ergründen, blieb immer noch wie gebannt

vor dem Baume stehen. Da enthüllte endlich der König, getrieben von der Nothwendigkeit, dem Nal das Geheimniß. „Wisse,“ sprach er, „daß ich die Zahlenkraft durch Geburt besitze, ebenso wie die Würfel-Wissenschaft.“ „Lehre mich diese,“ rief Nal, „ich lehre dich dafür die Kunst des Rosselenkers.“ Und nothgedrungen theilte Nitupern dem Nal seine Wissenschaft mit. Und als nun Nal abermals den Baum anblickte, voll Verlangen die ersehnte Kraft in sich zu verspüren, siehe da sah er gleich auf einen Blick, daß der Baum 5 Millionen Blätter hatte. Und Kali, der finstre Geist, entfuhr seinem Herzen in dem Augenblicke, in welchem er die Zahlenkraft empfangen; wie ein Rauch entstieg es seinem Innern und umhüllte den Baum, der plötzlich mit Blatt- und Frucht verdorrte. Nal aber, frei von Kalis Banden, fühlte neue Lebensfreude und glückstrahlend bestieg er den Wagen, den Blick nach Widarba gewandt, und ließ die Pferde von neuem dahinfliegen, dem ersehnten Ziele zu.

Noch stand die Sonne am Himmel, als die Reisenden in Widarba anlangten. Und dröhnend rollte der Wagen in die Stadt hinein, also, daß das Getöse in allen Himmelsgegenden zu hören war. Laut wieherten bei diesem Schalle die Rosse Nals, die seit seiner Flucht in Bimas Stalle standen. Und die Pfauen, die auf den Zinnen des Palastes Räder schlugen, reckten die Hälse und erhoben ihre Stimmen. Auch die sehnuchtsvoll harrende Damayanti, wie sie das ihr so wohlbekannte Wagengerolle hörte, fühlte ihr Herz erbeben, und die plötzlich in ihr erweckte Erinnerung an den Geliebten zauberte ihr sein Bild übermächtig vor die Seele. Und von Sehnucht, von Liebe und Schmerz überwältigt, nicht des Leides gedenkend, das er ihr angethan, nur seiner Leiden, seiner hohen Tugenden und seiner Heldengröße, stieg die hohe Fürstin auf das Dach des Palastes, um von dort die Ankommen- den zu erblicken, und ihre Gose Kesini war bei ihr. Da sah sie unten im Hofe den Wagen halten und auf demselben erblickte sie den Fürsten Nitupern, Warschneja, den früheren Fuhrmann Nals, und Wahuka den Wagenlenker. Von Nal aber war keine Spur vorhanden. Da stieg Nitupern vom Wagen, sich wieder und wieder umblickend: denn da waren keine Festgäste noch Festvorrichtungen zu sehen. Und verlegen trat er dem Fürsten Bima entgegen, der herausgeschritten kam, um König Nitupern willkommen zu heißen, und ihm Heil und Gruß bietend fragte er nach dem Grunde seines Besuchs. Schnell gefaßt erwiderte der Fürst: „Um dich zu begrüßen bin ich hergekommen und um mich von deinem Wohl-

ergehen zu überzeugen.“ Bima ahnte wohl, daß ein anderer Beweggrund ihn geleitet, doch hieß er ihn aufs freundlichste willkommen und ließ ihn in ein Ruhegemach führen. Warschneja begleitete seinen Herrn, Wahuka aber, nachdem er die Rosse in den Stall gezogen, kam wieder und setzte sich auf den Wagen.

Damayanti, getäuscht in ihrer Hoffnung Nal zu sehen, und doch überzeugt, daß es Nal war, der so donnerdröhnend daher gefahren kam, voll schmerzlicher Sehnucht, voll Unruhe und Ungewißheit schickte ihre Gose Kesini hinab, um zu erkunden, wer der fremde Fuhrmann wäre, und befahl ihr, ihn das Verslein hören zu lassen. Da schritt die Botin hinab, und als sie das Lied vor ihm gesungen, überwältigte ihn Schmerz und Sehnucht und er antwortete mit dem Liede, das er vor dem Brahmanen hatte ertönen lassen. Auch ins Elend gegangen u.

Kesini aber ging davon der harrenden Damayanti die Wirkung ihres Liedes und sein Lied als Antwort mitzutheilen.

Tief seufzend sprach Damayanti darauf: „Es ist Nal; aber warum kann ihn mein Auge als diesen nicht erkennen? Geh wieder hinab, Kesini, weile in Wahukas Nähe und erspähe sein Thun. Wenn er für seinen Herrn die Abendmahlzeit bereiten soll, sieh darauf, daß man ihm weder Feuer noch Wasser gebe, und merke wohl, was er dann thun wird; auch was dir sonst an Wunderkräften an ihm auffallen sollte, berichte mir getreulich.“ Da stieg die gewandte Botin hinab und meldete zurückkehrend der harrenden Damayanti, was sie geschaut. „Noch nie“, sprach sie, „habe ich einen Sterblichen so göttlich wunderbare Dinge thun sehen, wie diesen Mann: ich sah ihn durch niedrige Pforten schreiten, aber er bückte sich nicht; die Thüren hoben und weiteten sich, um ihn hindurch zu lassen. Eine welke Blume sah ich ihn aufheben und zwischen den Fingern zerreiben, und siehe, da erblühte sie aufs neue. Dann sandte ihm König Bima mancherlei Fleisch und Gefäße, damit die Speisen kunstgerecht bereitet werden könnten. Aber auf deinen Befehl hatte man ihm kein Wasser gegeben. Er aber blickte in jedes Gefäß hinein und siehe, da füllte es sich von selber mit Wasser. Darauf ordnete und bereitete er die Fleischspeisen zum Aufsetzen, und schichtete das Holz, aber wie du befohlen, erhielt er kein Feuer. Doch schnell half sich der Göttergleiche: er nahm ein Büschelchen Stroh und hielt es dem letzten Strahl der untergehenden Sonne entgegen, und es fing Feuer. Auch merkte ich, daß er die Gluth des Feuers nicht fühlt, wenn er dasselbe berührt, und daß das Sieden

des Wassers sich nach seinem Willen hebt oder legt. Da konnte Damayanti nicht länger zweifeln, daß der Fremde ihr Gatte sei, denn all die Gaben, die die Götter ihm bei ihrer Vermählung verliehen, hatte er ja vor Kesinis Augen entfaltet. Und weinend sprach sie wiederum zur Zofe: „Die Gerüche seiner Speisen steigen zu mir herauf, hole mir ein Stückchen Fleisch, das Wahuka bereitet, ich habe Verlangen es zu kosten.“ Eilig brachte die Botin das Verlangte. Und als nun auch der Geschmack dieser Speisen sie überzeugte, daß Nal sie bereitet, da sprach sie unter Thränen: „Es ist Nal, mein Gatte. O warum giebt er sich mir nicht zu erkennen? Warum hüllt er sich in Dunkel und Geheimniß und läßt mich in Thränen und Schmerzen warten?“ Und sie sandte Kesini abermals zu ihm und mit derselben ihr Kinderpaar. Als König Nal die Kleinen erblickte, seine Kinder, die vaterlosen, da entbrannte sein Herz vor Härlichkeit, er eilte ihnen entgegen, schloß sie in seine Arme, nannte sie beide bei ihren Namen und sie lange und fest umfangen haltend ließ er seine Thränen unaufhaltsam strömen. Endlich faßte er sich wieder und die Kindlein loslassend sprach er zu Kesini:

„Ich habe zu Hause zwei liebe Kinder, die diesen sehr ähnlich sehen, daher überwältigte mich der Gedanke an sie und die Sehnsucht nach ihnen.“

#### Siebentes Kapitel.

Als Damayanti durch ihre Botin nun auch diesen letzten Bericht erfahren, da blieb ihr nur noch eins zu thun übrig: sie begab sich zu ihrer Mutter und bat sie, den Wahuka zu ihr führen zu lassen, bei dem sie sich nach Nal erkundigen wolle, dessen Spur sie endlich gefunden. Die Königin gewährte ihre Bitte und ließ ihn zu Damayantis Gemächern

führen. Fast wider seinen Willen schritt König Nal heran; aber als er Damayanti erblickte, da wollten ihm die Sinne vergehen! Wie lieblich stand sie da, die holde Leidende im Trauerkleide. Und sie sprach zu ihm: „Wahuka, hast du jemals gehört, daß ein Mann von Pflicht seine Gattin heimlich verlasse? daß er die Geliebte schlafend im Walde zurücklassend, sie ohne Mitleid dem Elend Preis gäbe, die Liebende, die Treue? König Nal hat das gethan. Was hab' ich Unschuldige wohl gegen ihn verbrochen, daß er mich also bestrafe? er, den ich vor den

Göttern erwählte.“ Und von neuem überwältigte sie der herbe Schmerz und heiße Thränen entströmten ihren Augen. Nal aber voll Wehmuth und Gram erwiderte ihr: „Daß Nal sein Reich verloren und seine Gattin verstoßen, das war nicht seine Schuld: Kali, der böse Geist, bewirkte beides. Du aber, Unglückselige, wie kannst du daran denken, einen andern Gatten zu wählen?“ Sagend, die Hände über der Brust gefaltet, erwiderte Damayanti dem zürnenden Gemahl: „O Herr, du wollest mich nicht falsch beurtheilen und mich keines Fehls zeihen. Merktest du denn nicht, daß die Kunde von meiner Gattenwahl nur eine List war, von mir erfonnen,

um dich hierher zu locken? Hier zu deinen Füßen schwöre ich dir, daß ich wahr geredet. Mein Zeuge soll die Sonne sein, die strahlend über der Welt schwebend alles bescheint und erforscht; sie soll mich tödten, wenn meine Gedanken von dir gewichen wären! Bezeuge mir jetzt, daß ich die Wahrheit gesprochen.“ Da erklang eine Stimme aus den Lüften: „Damayanti ist unschuldig, höre König Nal, unser Zeugniß. Die Liebe und Treue deines Weibes ist dir unwandelbar erhalten geblieben, zweifle nicht länger, gieb dich Damayanti zu erkennen!“ Und plötzlich wehten Frühlingslüfte durch



das Gemach, Himmelsmusik ertönte und ein Blumenregen fiel herab auf die Wiedervereinigten. Da konnte Nal nicht länger zweifeln, und er schaute in das Schildlein, das ihm der Schlangen-König gegeben, und siehe da, er erblickte sein eigenes Bild. Und Damayanti, die plötzlich den Geliebten in seiner wahren Gestalt wieder vor sich sah, jauchzte auf vor Entzücken und sank ihm beseligt in seine Arme.

So wurden Nal und Damayanti im vierten Jahre ihrer Trennung wieder vereinigt und alles Leid verschwand in dem seligen Glück des Wiederbeisammenseins.

Achtes Kapitel.

Schnell verbreitete sich die Kunde von Nals Wiederkehr am Hofe und in der Stadt. Mit Freuden bewillkommnete Bima den wiedergefundenen Sohn, mit Freuden begrüßten ihn die Verwandten und Freunde. Festliche Musik ertönte in den Straßen, die Stadt wurde mit Kränzen und Fahnen geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut, in den Tempeln wurde geopfert und Alles freute sich mit dem neuverbundenen Paar.

Doch Nal wollte nicht länger als einen Monat an Bimas Hofe. Mit einer kleinen tapfern Schaar zog er in sein heimisches Reich und trat vor Pushkara, der auf Nals Throne saß: „Jetzt wollen wir von neuem spielen,“ sprach er zu ihm; „ich habe neues Gut gewonnen, das will ich auf einen Wurf

setzen, du sehest dein Reich. Wenn du verlierst, so ist dein Leben und dein Reich mir verfallen; wenn du gewinnst, so nimm, was mein ist, aber nicht ohne Kampf, du mußt dann einen Schwertgang mit mir machen, der soll den Ausschlag geben.“ Auf sein Glück vertrauend, erwiderte ihm Pushkara: „Wohlan, laß uns spielen, verliere heute noch dein letztes an mich.“ Da nahm das hohe Spiel den Anfang und auf einen Wurf gewann Nal sein Reich zurück. Und Nal sprach zu Pushkara: „Das Reich, mein erblich Königthum, ist wieder mein. Doch daß ich je daraus vertrieben, war nicht deine Schuld allein, es war Kalis Werk. Deshalb auch will ich fremde Schuld nicht an dir rächen: ich schenke dir dein Leben, lasse dir meine brüderliche Freundschaft und dein Erbtheil. Geh und mögest du in Frieden leben.“ Da beugte sich Pushkaras Stolz und demüthig erwiderte er dem edlen hoheitsvollen Nal: „Ewiges Glück und unsterblichen Ruhm mögen dir die Götter schenken. Lebe wohl in Frieden und Freude. Ich bleibe dir unterthan und werde glücklicher in meinem Reiche leben, als ich es hier gethan, wo mein Thron auf rollenden Würfeln stand. Erst aber will ich als Pilger zum heiligen Ganges wallen, um mein Vergehen zu büßen. In seine Wasser will ich die Würfel versenken, die von bösen Geistern gelenkt, der edlen Damayanti all ihr Leid zugefügt. Sage ihr das, wenn du sie im Glanz, der der Sonne gebühret, hierher führst.

Sprüche von Otto Sutermeister.

So lang du es bewahrst,  
Ist das Geheimniß dein;  
So wie du's offenbarst,  
So bist du sein.

Noch nie hat Einer Großes eronnen,  
Der nicht dereinst damit begonnen,  
Daß er, was Andre groß gemacht,  
In Lieb' und Ehrfurcht nachgedacht.

Auflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von Robert Falk.

1. Ketter.      2. Warschau.      3. Dummkopf.      4. Lämmergeier.      5. Hermann.

Räthsel von Otto Sutermeister.

1. Dohse, Achse.      2. Guck, Geck, Gad.      3. Weser, Wesel, Weisen.      4. Bettel, Betten.  
5. Biege, Biegel.      6. Hummel, Hummer.      7. Kerl, Karl.

## Das Handwerkerspiel.

Mitgetheilt von Robert Löwike.



Alle Teilnehmer des Spiels mit Ausnahme eines setzen sich in einen Kreis zusammen und jeder von ihnen wählt ein Handwerk. Der eine, übrig gebliebene, nimmt in der Mitte des Kreises Platz und liest eine kleine Geschichte vor, oder er declamirt ein Gedicht. Kommt er beim Lesen der Geschichte oder beim Vortragen des Gedichts an ein Hauptwort, so spricht er dasselbe nicht aus, sondern macht eine kleine Pause und sieht irgend einen der Mitspielenden an. Dieser nennt dann sogleich ein Stück von seinem Handwerkszeug oder auch einen von den Stoffen, die er verarbeitet u. s. w. Meine jungen Freunde können sich wohl denken, daß dadurch recht drollige Zusammenstellungen, recht bunte Bilder entstehen.

Ehe das Lesen der Geschichte oder das Vortragen des Gedichtes anfängt, werden die jungen Handwerker immer gut thun, schnell zu überlegen, mit welchem Handwerkszeug und mit welchen Materialien sie es besonders zu thun haben. Wer einen großen Vorrath hat, wird gewiß dazu beitragen, die Zusammenstellungen recht drollig, und dadurch das Spiel recht amüsant zu machen. Folgende Beispiele mögen zur Erläuterung des Spiels dienen.

August hat in der Mitte des Zimmers Platz genommen und Bertha, Carl, Doris, Emilie, Franz, Gretchen, Helene und Julius bilden mit ihren Stühlen um ihn einen Kreis. Sie wählen folgende Handwerke: Schneider, Schuhmacher, Zimmermann, Maurer, Fleischer, Klempner, Tischler und Bäcker. Dann beginnt August. „Ich weiß kein Gedicht auswendig,“ sagt er, „und da ich auch kein Buch bei der Hand habe, um euch etwas vorzulesen, so will ich euch ein Märchen erzählen. Die Hauptwörter werde ich ebenfalls weglassen. Also hübsch aufgepaßt! Jetzt geht's los. Ich werde erzählen, und jeder von euch wird auch seinen — — — Nun, Herr Tischlermeister, wird auch seinen — Leim — dazu geben. Ich erzähle euch also das schöne — Leder — von dem alten, verzauberten — Semmelteig —.“

Es war einmal ein alter — Hobelspahn —, der hatte zwei — Spanferkel. Das eine hieß — Bügel-eisen —, das andere — Pechdraht —. Einmal sagte er zu dem kleinen — Bohrer —: „Mache dich auf, du mußt sogleich zu dem fernen — Backofen — reiten und sehen, ob du dort nicht die schöne, verzauberte — Kalktonne — auskundschaften kannst.“ „Ei,“ sagte jener verdrießlich, „was soll ich denn aber thun, wenn

ich auf meinem — Stemmeisen — vielleicht — Mehl-würmer — finde?“

„Du weißt,“ sagte der alte — Ochse — streng, „ich dulde keinen — Zwirn —. Wenn du mir noch einmal widersprichst, so nehme ich dich auf meine — Nähnadeln — und werfe dich in die — Pechpfanne —.“ Da sah der arme, kleine — Nagel — ganz beschämt aus, rieb sich seine beiden — Scheeren — und machte sich sogleich auf die — Sohlen —, um recht bald den — Blasbalg — zu erreichen. Aber es sollte anders kommen, als er gedacht und gehofft hatte. Unterwegs begegnete ihm eine verschleierte — Ochsen-zunge —, die erzählte ihm, daß der ganze — Kuchen-teig — von bewaffneten — Löthkolben — besetzt sei. Glücklicherweise hatte er eine gute — Feile —, die ihm auch wirklich dazu verhalf, trotz der großen — Hobelbank — zu der verzauberten — Blutwurst — zu gelangen. Er dachte, er könne nicht seinen eignen — Mauersteinen — trauen, als er das viele, glänzende — Pech — und — Blech — vor sich sah. Kaum aber war er angekommen, so trat ihm ein großer, geräucherter — Schweineschinken — entgegen und hielt ihm einen langen, eisernen — Pantoffel — vor. Er mußte nun sein ganzes — Metermaß — zusammennehmen, um nicht den — Mohntuchen — zu verlieren. Da dachte er an das, was der alte — Hammer — zu ihm gesagt hatte, und dreist rief er dem geharnischten — Pumpernickel — entgegen: „Sieh dich vor, du ungeschlachter — Rinderbraten —, daß ich dir nicht mit meinem — Bohrer — das — Hackenleder — ausblase.“ Das half. Sogleich zog sich der verblüffte — Frackärmel — zurück und nun stand dem wackern — Querbalken — der — Schlüssel — zu dem verzauberten — Schlachtmesser — offen. Da öffnete er die festverschlossene — Bratpfanne —, trat hinein in die große, hellerleuchtete — Mehltonne — und sah die schöne — Kalbsleber — auf einem prächtigen, rothheidenen — Ambos — liegen. Er eilte sogleich zu ihr hin, berührte mit seiner rechten — Axt — ihren — Zwirn — und rief laut dreimal das verhängnißvolle — Ochsenblut —, Ochsenblut —, Ochsenblut! Da schlug sie ihre schönen — Westentkнопfe — auf, reichte ihm ihre — Eisenfeilspähne — und heirathete noch an demselben — Schurzfell — ihren tapfern — Mehlwurm —. Der alte, grämliche — Ochse — segnete ihre — Blechtafel —. Sie lebten zufrieden und glücklich bis an ihr — Vorhängeschloß —, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

## Räthsel.

Füllräthsel. Mitgetheilt von Robert Löwike.

Die Füllräthsel oder Dall-Dall-Scherze, von denen ich meinen jungen Freunden heute etwas mittheilen will, sind bis jetzt nur wenig bekannt. Aber, wo man sie kennt, da sind sie auch außerordentlich beliebt; denn sie sind vortrefflich geeignet, Verstand und Phantasie anregend zu beschäftigen. Gewiß werdet Ihr bald sehen, daß es eben so viel Vergnügen macht, Füllräthsel selbst zu bilden, als die von Andern aufgegebenen zu rathen.

Wer ein Füllräthsel machen will, muß zunächst zwei Wörter von gleichem oder sehr ähnlichem Klang suchen, nicht Reime, sondern entweder solche Wörter, welche gleich geschrieben aber etwas verschieden ausgesprochen werden, wie z. B.

Schust — schust, Last — last, Flucht — flucht,  
Gebet — gebet, Erlangen — erlangen, Seine — seine;  
oder Wörter, welche gleich ausgesprochen aber verschieden geschrieben werden, wie z. B.

Muthe — ruhete, Wände — wende, Ställen — stellen,  
Loos — los, Leuten — läuten, Häute — heute.

Zulässig sind auch Wörter wie z. B.

Lamm — lahm, Kamm — kam, Bühne — Biene,  
Schiff — schief, Riff — rief, Trift — trieft,  
Gefühl — gefiel, Stöcke — stecke, Fellen — fehlen,  
Fällen — fehlen, Fall — fahl, Ställen — stehlen,  
Main — mein, Ofen — offen, Schiller — Schüler,  
Alle — Ale, Kahn — kann, Hameln — Hammeln,  
Füllen — vielen, Jun — ihn, Höhle — helle,  
Stall — stahl, Pferd — fährt, Armee — arme,  
Dünen — dienen, Kiel — kühl, Widder — wieder,  
Waise — weise, Lehren — leeren, Bären — Beeren;  
endlich auch solche Wörter, in denen verwandte Konsonanten miteinander wechseln wie z. B.

Leute — leide, Lied — litt, Heerde — hörte,  
Erde — ehrte, Finte — finde, Enten — Enden.

Sucht nun zwei derartige Wörter oder wählt ein Paar von den oben angeführten Beispielen. Dann gilt es einen Satz zu bilden, in welchem die beiden Wörter, und zwar unmittelbar nach einander vorkommen. Ist der Satz fertig, so spricht ihn aus, aber nicht vollständig, sondern so, daß Ihr die beiden ähnlich lautenden Wörter fortlaßt und jede Silbe derselben durch die Silbe „Dall“ ersetzt. Aus dem Inhalt des Satzes müssen die fortgelassenen Wörter gerathen werden. Die folgenden Beispiele, deren Auflösungen Ihr in den oben angeführten Wörtern findet, werden Euch zeigen, wie Ihr solche Füllräthsel zu bilden habt.

1.

Als der Vater Rhein bis nach Mainz gekommen war, rief er aus: „Jetzt ist auch der Dall Dall!“

2.

„Ich will die Thüren sorgfältig verschließen,“ sagte der Schäfer, „damit die Diebe nicht die Schafe aus den Dall-Dall dall-dall.“

3.

„Treten Sie nicht alle so sehr auf die eine Seite,“

sagte der Kapitän zu den Passagieren, „sonst geht das Dall dall.“

4.

Ich verirrete mich im Gebirge, bis ich endlich das Geläute einer Dall-Dall dall-dall.

5.

Mein Neffe, der eben ausstudirt hat, will die Doctorwürde auf der Universität Dall-Dall-Dall dall-dall-dall.

6.

„Ich habe jetzt keine Zeit,“ sagte der Gerbermeister, „denn ich gerbe dall-dall Dall-Dall.“

7.

Auf dem Pferdemarkt waren viele große Pferde mit dall-dall Dall-Dall.

8.

„Ihr bösen Buben,“ rief der alte Schäfer, „werft nicht mit Steinen nach meinen Schafen. Sonst werft ihr mir noch mein kleines Dall dall.“

9.

Dort steht der General und sieht seiner fliehenden Armee nach. Hört, wie er wuthentbrannt über ihre Dall dall.

10.

Auf der Karls-Schule war unser großer Dichter Dall-Dall Dall-Dall.

11.

„Gebt wohl Acht,“ sagte der Gerbermeister zu seinen Gesellen, „daß nachher nicht einige von den Dall-Dall dall-dall.“

12.

„Weißt du, wie die Tyroler diesen schönen Fluß nennen?“ „Ja wohl, sie nennen dall Dall.“

Wenn Ihr nun solche Füllräthsel selbst macht, so achtet darauf, daß die Sätze nicht zu lang werden, und daß dieselben bei aller Kürze doch bestimmt genug sind, um den aufmerksam und verständig Suchenden auf den rechten Weg zu führen.

Bei der obigen Erklärung habe ich absichtlich eine ziemlich große Zahl von geeigneten Wörtern angeführt, und Jeder, dem es schwer wird, derartige Wörter zu finden, mag sich aus diesem Vorrath versorgen, um dann mit Hülfe derselben einen passenden Satz zu bilden. Ich würde es Euch empfehlen, die oben gegebenen Wörter vorzulesen, wenn die Füllräthsel in einer Gesellschaft zum ersten Male probirt werden sollen.

Nun also, frisch ans Werk. Versucht einmal bei nächster Gelegenheit, wie es Euch mit den Füllräthseln gelingt. Ihr werdet sehen, daß dieselben eine ebenso angenehme und anregende Unterhaltung bieten wie gute Gesellschaftsspiele.



von Robert Löwike.

Torte  
 Lehrer Hesse  
 Belisar Bericht Stiefel  
 Knoten Keller  
 Karte.

Die folgenden Knackmandeln bringen euch Doppelwörter wie die oben zusammengestellten und wie die, welche ihr schon in dem vorigen Heft kennen gelernt habt. Merkt wohl, wenn ihr von einem solchen Doppelwort den Anfangs- und den End-Buchstaben fortstreicht, so erhaltet ihr wieder ein neues Wort.

In den Nummern 4, 6, 7, 8, 10, 13, 14 haben die ganzen Wörter je 5 Buchstaben, in den Nummern 1, 2, 3, 5, 9 je 6 und in den Nummern 11 und 12 je 7 Buchstaben.

Versucht nun mit Hilfe der folgenden Angaben die in den Knackmandeln enthaltenen Doppelwörter zu rathen. Sämmtliche Wörter, die inneren wie die ganzen, sind Hauptwörter.

I.

Das ganze Wort nennt euch Griechenland, das innere ist ein weiblicher Vorname.

II.

Das innere Wort nennt euch ein Längenmaß, das ganze eine sehr bekannte aber im Verkehr nicht mehr gebräuchliche Münze.

III.

Das ganze Wort ist der Name eines deutschen Dichters, das innere Wort nennt einen euch allen bekannten Himmelskörper.

IV.

Das Ganze ist eine Stadt in Italien, das Innere ein Canton in der Schweiz.

V.

Das Ganze ist ein euch allen wohl bekanntes Getränk, das Innere ein Säugethier.

VI.

Das Innere ist etwas Gefrorenes, das Ganze ein Vogel.

VII.

Das Ganze habt ihr oft in der Hand der Schnitter gesehen, das Innere nennt euch einen deutschen Fluß.

VIII.

Das Innere nennt euch einen bekannten Badeort, das Ganze ein Thier, welchem die Alpenjäger gern nachstellen.

IX.

Das Innere nennt euch eine Göttin der Griechen, das Ganze eine Stadt, welche euch aus der Geschichte Griechenlands wohl bekannt ist.

X.

Das Innere ist ein weiblicher Vorname, das Ganze eine Stadt in den russischen Ostseeprovinzen.

XI.

Das Ganze nennt euch einen Schmuggler, das innere Wort könnt ihr erhalten, wenn ihr die Buchstaben, welche das Wort Sache bilden, gehörig umstellt.

XII.

Das Innere ist der Name eines französischen, das Ganze der eines neueren deutschen Componisten.

XIII.

Das Innere ist ein großer Nebenfluß der Donau, das Ganze krönt alte Burgen und Schlösser.

XIV.

Das Innere findet ihr am Baum, das Ganze am Klavier und an der Orgel.

### Auflösung der Knackmandeln Seite 127.

I. Alba. II. Auber, Laube. III. Rain. IV. Nestor. V. Elbe.  
 VI. Berdi. VII. Ebro.